

"Werdet meine Jünger" – Die Lebensschule Jesu

Wortlaut der 1. Katechese 2011/12 von Kardinal Christoph Schönborn am Sonntag, 9. Oktober 2011 im Dom zu St. Stephan.

Lasst uns beten!

Komm, Heiliger Geist, Geist der Wahrheit und der Liebe, erleuchte unseren Verstand, stärke unseren Willen, wohne in unserem Gedächtnis, führe uns in alle Wahrheit, die da ist Christus, unser Herr, Amen!

Herzlich willkommen zu dieser neuen Serie von Katechesen, in denen es um das elementare Thema unseres Glaubens geht: Wie wird man Jünger/Jüngerin Jesu?

"Du hast nicht das im Sinn, was Gott will, sondern was die Menschen wollen" (Mt 16,23). Das war das Evangelium am 22. Sonntag im Jahreskreis (Lesejahr A, 28. August 2011). Jesus sagt dieses Wort zu Petrus, als dieser ihm wegen seiner Ankündigung, er werde leiden, er werde getötet werden, Vorhaltungen macht: Du hast im Sinn, was die Menschen denken, und nicht was Gott denkt. Jüngerschaft Jesu heißt, sich von ihm sagen lassen, von ihm lernen, was Jünger Sein konkret in unserem Leben heißt. Wir sollen bei ihm in die Schule gehen, um das im Sinn zu haben, was Gott will, und nicht, was die Menschen wollen.

I.

Ich habe im Hirtenbrief zu unserem diözesanen Erneuerungsvorgang "Apostelgeschichte 2010" von einem "Masterplan" gesprochen. Es ist nicht ein billiges Wortspiel, wenn ich darunter zuerst den Plan verstehe, den der Meister, unser Herr, selber mit uns hat. Wenn wir nicht seinen Plan verwirklichen, mühen wir uns umsonst. "Wenn nicht der Herr das Haus baut, mühen sich die Bauleute umsonst", heißt es im Psalm 127,1. Wer aber sagt uns, was sein Plan für uns, für die Kirche heute ist? Wie wird das konkret, wie soll es weitergehen? "Unter dem Begriff ‚Masterplan‘", so habe ich im Hirtenbrief geschrieben, "verstehe ich kein fertiges Rezept, das ich in der Tasche haben kann. Es geht darum, dass wir gemeinsam neu und frisch dem Herrn selber die Frage stellen: Was willst Du, das wir tun sollen? Die Kirche ist nicht Selbstzweck! Was sagst Du uns durch die vielen Suchenden? Wie lässt Du uns deinen Herzschlag im Leben so vieler vernehmen, die nicht in unseren Kerngemeinden sind? Willst du uns nicht zu einem Umdenken, zu einer Umkehr führen? Rufst du uns nicht neu hinter dich zu stellen, um dir nachzufolgen? Denken wir nicht allzu oft in allzu menschlichen Kategorien, sodass Jesus zu uns wie zu Petrus energisch sagen muss: Du hast nicht das im Sinn, was Gott will, sondern was die Menschen wollen (Mt 16,23)? Ich frage mich selbstkritisch: Träume ich nicht insgeheim von der Gestalt der Kirche, die ich in meinen jungen Jahren erlebt habe? Hoffe ich nicht doch insgeheim, dass es irgendwie gelingen muss, der Kirche wieder Ansehen, Akzeptanz, Beliebtheit und greifbaren Erfolg zu verschaffen? Bin ich bereit zur heutigen Situation wirklich Ja zu sagen, sie als die Chance zu sehen, die Gott uns heute gibt? Ich bin gewiss: Christus will seine Kirche in Dienst nehmen, als Zeichen und Werkzeug der Vereinigung mit Gott und der Erlösung der Menschen (vgl. Zweites Vatikanisches Konzil, Lumen Gentium 1). Wenn das Zeichen undeutlich, das Werkzeug untauglich wird, muss es neu geschmiedet werden, im Feuer der Prüfung, unter mächtigen

Schlägen und im stillen Aufschmelzen des Materials und seiner Ausgießung in die kommende Form. Denn der Geist will unsere Herzen erneuern und mit Ihnen das Angesicht der Erde."

Daran möchte ich anknüpfen: Denken, wie der Herr denkt, und nicht wie wir selber. Wir sollen nicht unsere Ideen zu verwirklichen suchen, ihnen nachhängen. "Meine Gedanken, sind nicht eure Gedanken und meine Wege sind nicht eure Wege", heißt es schon beim Propheten Jesaja (55,8). Ich sehe als erste und wichtigste Aufgabe in dieser Zeit des Umbruchs, der Neuorientierung die Frage: Was will der Herr? Eines können wir mit Sicherheit sagen: Er will unser Leben, unser Glück. "Ich bin gekommen, dass sie das Leben haben, und es in Fülle haben", sagt Jesus (Joh 10,10). "Wie mich der Vater geliebt hat, so habe auch ich euch geliebt. bleibt in meiner Liebe ... Dies habe ich euch gesagt, damit meine Freude in euch ist, und damit eure Freude vollkommen wird" (Joh 15,9.11). Glück, Leben, Freude will Er für uns. Dazu zeigt Er uns den Weg zu einem glücklichen Leben: "Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben" (Joh 14,6). Deshalb seine Einladung: "Werdet meine Jünger!" (vgl. Joh 15,8).

Christwerden heißt Jünger Jesu werden. Das griechische Wort *mathetes* bedeutet eigentlich wörtlich "Schüler": werdet meine Schüler! Kommt zu mir in die Schule der Weisheit, in die Schule des Lebens. "Lernt von mir", sagt Jesus, "denn ich bin gütig und von Herzen demütig" (Mt 11,29). Am Schluss des Evangeliums gibt Jesus den großen Missionsauftrag: "Geht und macht zu Jüngern alle Völker (wörtlich: zu Schülern) und tauft sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehrt sie alles halten, was ich euch gelehrt habe" (Mt 28,19-20). Der Auftrag Jesu ist also, Menschen für seine Lebensschule zu gewinnen. Wenn er uns dazu den Auftrag gibt, dann will er, dass wir selber zuerst in seine Lebensschule gehen. Das ist ein lebenslanger Auftrag.

Wie weit sind wir in dieser Schule? Wie steht es mit der Jüngerschaft von uns Christen? Jesus sagt bei den Abschiedsreden im Abendmahlsaal: "Mein Vater wird dadurch verherrlicht, dass ihr reiche Frucht bringt und meine Jünger werdet" (Joh 15,8), meine Schüler. Sind wir Christen schon Christen? Einer der frühen Zeugen, der hl. Ignatius von Antiochien, der um das Jahr 107 in Rom den Märtyrertod starb, schreibt der Christengemeinde in Rom kurz davor einen Brief. Er ist als Gefangener unterwegs nach Rom, und soll dort im Zirkus den wilden Tieren vorgeworfen werden. Er fürchtet, dass sie ihn daran hindern und etwas unternehmen, damit er der Todesstrafe, dem Martyrium entkommt. Er schreibt ihnen: "Lasst mich den Tieren vorgeworfen werden!" Er sehnt sich danach, "reines Brot des Christus" zu werden. Dann sagt er: "Dann werde ich endlich ein wahrer Jünger Christi sein" (Brief an die Römer 4,1-2). "Gestattet mir, Nachahmer des Leidens meines Gottes zu sein" (6,3), dann werde ich endlich Christ sein. Christ sein heißt Jünger Jesu sein. Christ werden, heißt Jünger Jesu werden.

Eines ist sicher, in dieser Lebensschule bleiben wir lebenslang. Da gibt es kein Maturazeugnis. Man kann nicht sagen: Jetzt bin ich es endgültig, erst wenn wir endgültig beim Herrn sind. Man tritt nie aus der Lebensschule Jesu aus, man hat nie "ausgeschult". – Ich erinnere mich noch an das Glücksgefühl, als ich die Matura fertig hatte und schon einen Führerschein hatte. Als ich im Rückspiegel des Volkswagens, den ich mir zur letzten Maturaprüfung ausborgen durfte, die Schule gesehen habe, wusste ich: Da muss ich jetzt nicht mehr hin. – Nein, von der Lebensschule Jesu verabschiedet man sich nicht. Es ist ja auch nicht primär ein Lehrer-Schüler-Verhältnis. Obwohl Jesus uns als seine Jünger und Schüler anspricht, ist er nicht einfach der Lehrer, sondern der Meister, der Herr. Es geht in diesem Verhältnis der Jünger zum Meister um mehr als nur um ein Lernen, es geht um mein Leben,

es geht um eine Lebensgemeinschaft, die immer enger, immer tiefer wird, bis zum vollen Einssein mit ihm, so wie er mit dem Vater eins ist, um die Lebensgemeinschaft.

II.

Wir stehen in vielen Lebensbereichen vor ganz großen Umbrüchen. Das ist keine Schwarzmalerei, sondern Ergebnis eines nüchternen Blicks etwa auf die Lage der Finanzwelt, der Wirtschaftswelt, auf die Umweltfragen. Eines zeigt sich mit großer Deutlichkeit: Es herrscht große Ratlosigkeit. Ob man die Finanzkrise, die ökologische, die demographische Krise nimmt, niemand hat Rezepte. Neulich gab mir jemand eine Spruchkarte für mein Büro, auf der steht: "Ich weiß zwar keine Lösung, aber ich bewundere das Problem." Ich denke, das trifft unsere Situation, wenn wir ehrlich sind.

Auch die Umbrüche in der Kirche dürfen nicht isoliert von den Umbrüchen in der Gesellschaft betrachtet werden. Sie lassen uns in vieler Hinsicht ratlos. Ich bin misstrauisch gegen alle, die Patentrezepte haben. Eines wissen wir sicher: wir brauchen Reformen, neue Zugänge. Aus der Finanzkrise gibt nur einen Weg, nämlich dass *wir alle* unser Verhalten ändern, das Schuldenmachen, das Spekulieren mit illusorischen Gewinnversprechungen beenden. So geht auch der Reformweg der Kirche: Er ist zuerst der persönliche Weg der Umkehr, freilich der persönliche Weg möglichst vieler. "Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe, kehrt um und glaubt an das Evangelium" (Mk 1,15). Mit diesen Worten beginnt Jesus seine Verkündigung. Sie bleiben für alle Zeiten gültig: Das Reich Gottes ist wirklich nahe. Die Zeit ist erfüllt, der Herr ist nahe. Kehrt um, denkt um, ändert euer Leben, und glaubt an das Evangelium! Ja, es geht um das Reich Gottes, um die Herrschaft Gottes.

Brüder und Schwestern, ich denke, wir reden viel zu viel von der Kirche selbst. Papst Benedikt XVI. erinnert immer wieder an ein chinesisches Sprichwort: "Wer sich selber anschaut, strahlt nicht." Eine Kirche, die sich primär mit sich selber beschäftigt, hat keine Strahlkraft. Die Kirche dient dem Reich Gottes, der Herrschaft Gottes. Sie soll wieder in die Mitte rücken, damit seine Herrschaft, sein Königtum zur Geltung kommt. Ich erinnere noch einmal daran, was das Konzil zu Beginn der Kirchenkonstitution *Lumen Gentium* sagt: "Die Kirche ist in gewisser Weise Sakrament, das Zeichen und Werkzeug der innigen Vereinigung mit Gott und der Einheit des Menschengeschlechts" (*Lumen Gentium* 1). Dieser Vereinigung dient die Kirche. Das kann sie in dem Maße, wie ihre Glieder innig mit Gott verbunden sind und untereinander. Daher geht es in allen Fragen immer zuerst darum, dass wir in die Lebensschule Jesu gehen, jeden Tag neu. Die Fragen danach, wie die Kirche wieder mehr Ansehen gewinnen kann, gehen am Wesentlichen vorbei. Es geht nicht darum. Natürlich ist es schön, wenn die Kirche einen guten Ruf hat, aber das ist nicht ihre Aufgabe. Es geht nicht um das Ansehen, sondern es geht darum, *dass Gott ansichtig wird*, dass wir als Christen Christus ansichtig machen. Dazu müssen wir neu zu ihm in die Schule gehen. Darum geht es in den Katechesen dieses Jahres.

Was ist mein Ziel? Ich wünsche mir eine neue Lernlust, eine neue Leidenschaft, den Herrn wirklich zu fragen: Zeig uns, wie sieht das Leben mit dir aus? Wie geht das Christsein? Hilf uns, das neu zu buchstabieren! Ich wünsch mir einen Eros des Lernens, eine echte Neugierde auf die Lebensschule Jesu, das Christentum neu zu entdecken, das uralte und so neue Christentum. Ob das Christentum bei uns lebendig bleibt oder wieder wird, hängt entscheidend von diesem Eros, von dieser Leidenschaft ab. Ich sehe spannend Neues kommen, zweifellos große Schwierigkeiten, aber auch ganz große Chancen. In den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts hat ein Jesuit, P. Karl Prümm, ein Buch mit dem Titel "Christentum als Neuheitserlebnis" (Freiburg/Br. 1939) veröffentlicht. Er sah das frühe

Christentum als ein Neuheitserlebnis für die Menschen. Es trat als etwas Neues in die damalige Welt, wurde von vielen als solches begrüßt oder auch bekämpft. Heute wird das Christsein oft als Neuheit erlebt, das wird mehr und mehr unsere Situation. Für viele Suchende wird die Begegnung mit dem christlichen Glauben, mit Christus zu etwas ganz Neuem. Aber dazu ist es wesentlich, dass wir, die "älter gewordenen" Christen, es selber neu entdecken. "Siehe, ich mache alles neu" (Off 21,5), sagt Jesus am Schluss der Offenbarung des Johannes. Die Neuheit unseres alten Glaubens neu entdecken, das kann nur durch eine neue Begegnung mit dem Herrn gelingen, mit ihm, der allein alles wirklich neu machen kann. Auf diese Erneuerung setze ich. Manche kritisieren das, hier werde spiritualisiert, hier werden die konkreten Fragen zu wenig angegangen, die konkreten Reformen nicht wahrgenommen. Aber was ist konkreter? Was verändert die Realität mehr, als die *Metanoia*, die Umkehr, zu der Jesus uns aufruft, das Um-denken, das Um-kehren? Auf diesen Weg der Bekehrung ruft uns Jesus. Das ist die tiefgreifende Erneuerung. Auch heute ist es so. Diese Erneuerung wird unserem Land geschenkt. sie beginnt bei mir, bei dir.

Wie soll der Weg der Katechesen dieses Jahr aussehen? Drei Aspekte sind wichtig:

1. Zuerst möchte ich sehr stark biblisch vorgehen. Im Evangelium sehen wir, wie der Weg der Umkehr der Lebensschule Jesu begonnen hat, wie alles angefangen hat. Und von da aus ist zu fragen: Wie sieht es denn heute aus? Ich werde dazu sehr stark besonders die Evangelien befragen, wie Jesus die Menschen, die seine Jünger, seine Schüler geworden sind, geformt hat.
2. Ich sehe diese Katechesen auch als Teil unseres diözesanen Entwicklungsprozesses. Er ist für mich auch ein Weg des Abenteuers auf der Suche nach der Weisung des Herrn. Ich vertraue darauf, dass viele auf diesen Weg mitgehen, ihre Ideen, ihre Gedanken und ihre Anregungen einbringen.
3. Schließlich geht es um ein großes und waches Hinschauen auf die Zeichen der Zeit. Was zeigt uns Gott in dieser Zeit, in den Wirklichkeiten, in denen wir leben? Wie lesen und deuten wir die Zeichen dieser Zeit? Wenn wir umkehren zum Herrn, dann ändert sich ja nicht nur die Kirche, dann ändert sich auch die Gesellschaft.

III.

Als Einstieg in die Jüngerschule Jesu lesen wir ein drastisches Beispiel, das schon genannte Evangelium vom 22. Sonntag im Jahreskreis (Lesejahr A, Mt 16,21-27). Ich hatte über dieses Evangelium vor dem Papst zu predigen. Sie werden verstehen, dass ich mit einigem Bangen ausgerechnet über dieses Evangelium beim Treffen seiner ehemaligen Schüler mit dem Papst gepredigt habe. In diesem Evangelium sagt Jesus zu Petrus: Du Satan! Hinter mich! Geh mir aus den Augen, du Satan! Du denkst wie die Menschen, und nicht wie Gott! Es gibt kein härteres Wort Jesu an die Apostel, als dieses. Petrus hat in diesem Evangelium nicht nur die Rolle des ersten Apostels, sondern er steht stellvertretend gewissermaßen überhaupt für Jünger Jesu. Deshalb ist es erlaubt, dass jede und jeder von uns sich in Petrus wiederkenne. Unmittelbar voraus geht die berühmte Szene an den Jordanquellen bei Cäsarea Philippi, wo Jesus den Jüngern die Frage stellt, was die Leute so über ihn sagen und dann direkt an sie gewendet fragt: "Ihr aber, für wen haltet ihr mich?" Berühmt ist die Antwort, die Petrus in diesem Moment gegeben hat: "Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes!" Auf diesem elementaren Bekenntnis ruht der ganze christliche Glaube. Zu Recht haben Papst Leo der Große und viele Kirchenväter mit ihm gesagt, dass dieses Bekenntnis der Felsen ist, auf dem die Kirche steht. Dieses Bekenntnis ist auch die Grundlage unserer Jüngerschaft. Ohne

den Glauben an Jesus den Messias, den Christus, kann man nicht Jünger Jesu sein. Man kann ein Bewunderer sein, man kann ihn interessant finden, ihn studieren, in ihm einen Propheten, einen Religionsgründer sehen, aber Jüngersein, bei ihm in die Schule gehen, in die Lebensschule, das kann man nur, wenn man wirklich an ihn glaubt. Der Glaube ist deshalb die erste Voraussetzung für die Jüngerschaft.

Wir werden in den nächsten Katechesen die Frage thematisieren: Wie wird man überhaupt Jünger, Jüngerin Jesu? Wie kommt man in diese Schule? Für dieses Glaubensbekenntnis hat Jesus Petrus seliggepriesen. "Selig bist du, Simon Barjona; nicht Fleisch und Blut haben dir das geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel". Und damit sind wir bei einer ganz entscheidenden Grundlage für die Jüngerschaftsschule Jesu. Der Glaube ist die Voraussetzung. Aber dieser Glaube ist ein Geschenk. Gott schenkt den Glauben. Jesus wird das deutlich machen, wenn er seinen Jüngern sagt: "Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt" (Joh 15, 16a).

Nach dem Bekenntnis gibt Jesus dem Petrus das große Verheißungswort mit ungeheurer Tragweite. "Du bist Petrus, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen. Und die Tore des Hades – so heißt es hier wörtlich, die Mächte der Unterwelt, oder wie die alte Übersetzung sagt, die Pforten der Hölle – werden sie nicht überwältigen" (Mt 16,18). Dann folgt die Verheißung: "Ich werde dir die Schlüssel des Himmelreiches geben. Was du auf Erden binden wirst, wird auch im Himmel gebunden sein. Und was du auf Erden lösen wirst, wird im Himmel gelöst sein" (Mt 16,19). Größer kann die Verheißung gar nicht sein. Sie gilt Petrus persönlich, vor allem amtlich, als dem ersten der Hirten, dem Jesus seine Herde anvertraut. Aber wir werden sehen, die Substanz dieser Verheißung, gilt jedem und jeder in der Jüngerschaft. Das müssen wir vielleicht zuerst und am meisten lernen in dieser Schule. Das ist die unglaubliche Zumutung, die Gott in dieses Jüngersein hineinlegt, was er uns zutraut und schenkt.

Gelegentlich werden wir Zeugnisse von Heiligen hören. Ich nenne jetzt nur eines: die kleine heilige Thérèse von Lisieux. Deren Erfahrung der Jüngerschaft war unglaublich stark und sie hat in ihrem kleinen Weg uns alle ermutigt: Man kann in die Schule Jesu gehen. Es ist möglich. Ich zitiere Ihnen dieses unglaubliche Wort der kleinen Thérèse am Ende des dritten Manuskripts in ihrer Autobiographie, wo sie wagt, das hohepriesterliche Gebet Jesu aus Joh 17 auf sich anzuwenden, es sich zu eigen zu machen: "Es ist vielleicht Vermessenheit? Doch nein, seit langem hast du [Jesus] mir erlaubt, dir gegenüber kühn zu sein. Wie der Vater des verlorenen Sohnes zu seinem Ältesten, so sprachst du zu mir: *„ALLES was mein ist, ist dein.*“ [Joh 17,10] Deine Worte, o Jesus, sind also meine. Und ich kann mich ihrer bedienen um auf die Seelen, welche eins sind mit mir, die Gunst des himmlischen Vaters herabzuziehen" (Selbstbiographische Schriften 271). Unglaubliche Kühnheit des Jünger-Seins: "Alles was mein ist, ist dein." Eines der großen Anliegen dieser Katechesen wird die Ermutigung sein, dass wir erkennen, was uns in die Hand gelegt ist, was Christus uns zutraut. Die kleine Thérèse wagt es, das Gebet an den Vater sich so zu eigen zu machen, dass sie Jesu Worte einfach übernimmt und wie Jesus zu Gott spricht. Welch große Kraft der Jüngerschaft, und welche Vollmacht, die damit verbunden ist.

IV.

Jetzt müssen wir uns ein wenig ansehen, wie es dem Petrus gegangen ist, als er so völlig daneben tappt bei seinem Lernen, ein Jünger Jesu zu werden. Ich lese den Text des Evangeliums noch einmal zur Erinnerung:

"Von da an begann Jesus seinen Jüngern zu erklären, er müsse nach Jerusalem gehen und von den Ältesten, den Hohepriestern, den Schriftgelehrten vieles erleiden. Er werde getötet werden, aber am dritten Tag werde er auferstehen. Da nahm ihn Petrus bei Seite und machte ihm Vorwürfe. Er sagte: ‚Das soll Gott verhüten, Herr. Das darf nicht mit dir geschehen.‘ Jesus aber wandte sich um und sagte zu Petrus: ‚Weg mit dir, Satan. Geh mir aus den Augen. Du willst mich zu Fall bringen, denn du hast nicht im Sinn, was Gott will, sondern was die Menschen wollen‘ " (Mt 16,21-23; den zweiten Teil dieses Evangeliums schauen wir dann zum Schluss an).

Jesus spricht von seinem Leiden und seinem Tod, aber er spricht auch von seiner Auferstehung. Interessant ist – das passiert uns häufig genauso –, das dritte haben sie überhört. Sie haben nur gehört: Leiden und Kreuz. Auferstehung scheint man zu vergessen. So geht es uns meistens in der Jüngerschule Jesu, dass wir bei Prüfungen vor allem das Kreuz sehen, aber nicht die Verheißung der Auferstehung. Petrus nimmt Jesus energisch bei Seite, wörtlich heißt es "herrscht ihn an", "schilt ihn kräftig": "Gott bewahre, Herr! – dann doppeltes Nein ‚*ou me*‘ – Niemals nicht soll dir das widerfahren". Jetzt übersetze ich die wörtlich, denn die Einheitsübersetzung ist hier leider sehr ungenau, ja verfälscht: "Jesus aber wendet sich um und sagt zu Petrus: Tritt hinter mich, du Satan. Ein Ärgernis bist du mir", ein Stolperstein, ein Skandalon. "Hinter mich", sagt er zu Petrus: ‚*hypage opiso mou*‘ – "Geh mir aus dem Weg, stell dich mir nicht in den Weg, stell dich hinter mich". Genau dieses Wort hat Jesus am See Genezareth gebraucht, als er Petrus und Andreas vom Fischerboot weg berufen hat. Er sagt: ‚*deute opiso mou*‘ – "komm hinter mich" (Mt 4,19). Jesus erinnert also Petrus an seine Berufung. Erinnere dich, wie das am Anfang war, als ich dich berufen habe! Ist das nicht auch bei uns so, dass wir von Jesus immer wieder erinnert werden: "Erinnere dich, wie ich dich gerufen habe. Geh wieder dorthin, wo ich dich gerufen habe ganz am Anfang! Tritt mir nicht entgegen, stell dich mir nicht in den Weg, widersetze dich nicht, sondern tritt wieder hinter mich wie am Anfang: Mir nach!"

Die Begründung die Jesus dann gibt, müssen wir uns näher ansehen: "Denn du denkst ‚*nicht ta tou theou*‘ – nicht die Dinge Gottes, sondern die Dinge der Menschen." Du denkst, wie die Menschen denken und nicht wie Gott denkt. Aber ist das wirklich so: Wenn man Jesus nachfolgt, darf man nicht menschlich sein? Ist zwischen dem Menschlichen und dem Göttlichen so ein schrecklicher Graben? Menschlich waren die Ansichten des Petrus sicher, allzu menschlich und verständlich.

Ich sehe drei Motive bei Petrus und sie sind alle drei für unsere Jüngerschule wichtig. Zuerst einmal: Petrus will nicht, dass Jesus leidet. Das ist sehr menschlich, sehr richtig, niemals sollte das passieren. Das ist die ganz normale Reaktion eines Menschen, der nicht will, dass sein Freund leidet. Eine Mutter will nicht, dass ihr Kind leidet. Ist das nicht richtig? Die Einstellung zum Leid ist die Schlüsselfrage der Jüngerschaft. Sie wird hier radikal gestellt. Petrus ist für Jesus ein Satan und ein Skandal, weil er ihm den Weg zum Leiden verstellt. Dieser Weg zum Leiden ist der Weg zur Auferstehung.

Ein zweites Motiv des Petrus ist sehr verständlich. Es ist erschütternd wie kurz Jesus mit seinen Jüngern zusammen war, maximal drei Jahre. Nach dieser kurzen Zeit hat Petrus das Gefühl: wenn du uns jetzt verlässt, das ist viel zu früh. Wir haben doch alles verlassen, unseren Beruf, unsere soziale Sicherheit. Wir sind mit dir aufgebrochen in die Wanderschaft und jetzt verlässt du uns? Wem überlässt du uns? Was wird aus uns werden? Am selben Sonntag wurde die erste Lesung aus Jeremia (20,7-9) gelesen, wo der Prophet mit erschütternden Worten Gott anklagt: "Du hast mich betört – wörtlicher ‚Du hast mich betrogen‘ – und ich habe mich betören lassen. Du hast mich gepackt und überwältigt" (Jer

20,7). Der Prophet sagt: Auf was habe ich mich da eingelassen mit dir? Zu den Krisen der Jüngerschaft gehört das Gefühl: Auf was habe ich mich da eingelassen? Wohin führt uns das, wenn wir wirklich diesen Weg gehen?" Zuerst ruft er uns und dann verlässt er uns.

Das dritte Motiv in dem Vorwurf des Petrus kommt wieder sehr menschlich aus dem Gefühl: Herr, das kann's doch nicht gewesen sein! Eben hast du mir feierlich verkündet: "Du bist Petrus und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen", das heißt meine *ecclesia*, meine Versammlung, meine Gemeinschaft, das erneuerte Volk Gottes. Jetzt fängt es doch erst an, und da sagst du, dass du sterben musst. Das kann's doch nicht gewesen sein. Das kaum begonnene Werk des Aufbaus soll jetzt schon mit so einem schrecklichen Abbruch enden? Ich glaube, hier sind wir in einer ganz ähnlichen Versuchung wie Petrus in der Jüngerschaft. Es ist die Enttäuschung darüber, dass es statt aufwärts abwärts geht, dass scheinbar statt dem Aufbau der Niedergang kommt. Ja, die menschliche Logik ist auf der Seite des Petrus. "Du denkst wie die Menschen", das stimmt. Aber Jüngerschaft Jesu heißt umdenken. Umdenken, wie Gott denkt.

V.

Zum Schluss lesen wir den zweiten Teil dieses Abschnitts aus dem Evangelium. Da hören wir das Schlüsselwort für die Jüngerschaft. "Darauf sagte Jesus zu seinen Jüngern: Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren. Wer aber sein Leben um meinetwillen verliert, wird es gewinnen" (Mt 16,24-25). "Wenn einer – wieder wörtlich übersetzt – hinter mir hergehen will" ... Es ist genau das Wort, das er zu Petrus gesagt hat: ‚hinter mir hergehen‘. Wenn einer das wirklich will, dann muss er sich selbst verleugnen, sein Kreuz auf sich nehmen und mir nachfolgen. Selbstverleugnung ist das Schlüsselwort der Jüngerschaft. Was heißt Selbstverleugnung? Wir wissen sehr gut was verleugnen heißt. Petrus hat Jesus verleugnet. "Ich kenne diesen Menschen nicht!". Wir wissen was das heißt, einen Freund verleugnen. Adolf Schlatter (†1938), der große evangelische Theologe, hat gesagt: Selbstverleugnung heißt, sag das zu dir selbst: ich kenne dich nicht. Sage das, was Petrus zu Jesus gesagt hat, zu dir selbst. Verleugne dich selbst. Dieses Wort von Schlatter habe ich dem Hl. Vater zitiert: "Wer jemand verleugnet, bricht die Freundschaft mit ihm ab... ‚Ich weiß nichts von ihm und will nichts von ihm wissen‘, sagt Petrus später, als er Jesus verleugnete. ‚Sage das‘, rät uns Jesus, ‚zu dir selbst!‘ Du ... darfst nicht hören, was du dir rätst und für dich als dein Glück begehrt. Mach dich selber von dir los!" – Sich selbst verleugnen, das Kreuz ergreifen – "Wir erreichen beides nur, wenn uns eine stärkere Liebe zieht, als die zu uns selbst" (Das Evangelium nach Matthäus. Ausgelegt für Bibelleser, Stuttgart 1961, 260). Es geht um eine stärkere Liebe. Es geht um den, der sagt: Folge mir nach! Wenn die Liebe zu ihm stärker ist, dann sind wir bereit, ihm nachzugehen auch um den Preis der Selbstverleugnung.

Meine Lieben, die Karten liegen offen auf dem Tisch. Jesus hat es uns nicht leicht gemacht. Er hat nicht Wonnigliches und Bequemes versprochen. Er hat Glück, Liebe, volles Leben versprochen und uns gezeigt, wie der Weg dahin geht: "Wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen" – das heißt aus Liebe zu mir – "verliert, der wird es gewinnen" (Mt 16,25). Das ist der Lohn der Jüngerschaft.

"Du aber folge mir nach!" (Joh 21,22) -Wie wird man ein Jünger Jesu?

Wortlaut der 2. Katechese 2011/12 von Kardinal Christoph Schönborn am Sonntag, 13. November 2011 im Dom zu St. Stephan.

Lasset uns beten!

Komm, Heiliger Geist, komm unserem Nachdenken, unserem Hören, unserem Empfinden und unserem Wollen mit Deiner Gnade zuvor und begleite es, damit alles, was wir tun und beginnen, von Dir seinen Anfang nehme und durch Dich gestärkt auch zum Ziel geführt wird. So bitten wir durch Christus unseren Herrn! Amen!

Heißt Christsein Jünger, Jüngerin Jesu sein? Wenn die Antwort Ja ist, was bedeutet dann Christsein als Jünger? Was ist dann Jüngerschaft? Wenn Christsein und Jüngerschaft nicht gleichzusetzen sind, gibt es dann sozusagen ein allgemeines und ein besonderes Christsein, eines für die Allgemeinheit und eines für ganz spezielle Christen, die Jünger oder Jüngerinnen? Mir hat sich diese Frage ganz konkret gestellt, bei der Frage meiner Priester- und Ordensberufung. Ist das ein besonderer Ruf, oder ist das einfach ein Ruf ins Christsein, in die Nachfolge Christi? Kann man ganz normal Christ sein, ohne Sonderform des Lebens, ohne den Stand der Nachfolge als Ordenschrist oder Priesterberufung?

Das nach der Bibel erfolgreichste Buch der ganzen Christenheitsgeschichte, trägt den Titel: "Die Nachfolge Christi" ("*De Imitatione Christi*") von Thomas von Kempis, 1441 vollendet (vgl. Peter Dyckhoff, Auf dem Weg in die Nachfolge Christi. Geistlich leben nach Thomas von Kempen, Freiburg/Br. 2004). Dieses Buch hat zahllose Christen in ihrem Leben genährt. Die kleine hl. Theresia konnte es weitgehend auswendig. Dieses Buch ist eindeutig nicht für eine spezielle Gruppe von Christen geschrieben, sondern für alle. Es wird auch von allen gelesen, weit über den Raum des Christentums hinaus. Viele berühmte und noch viel mehr unbekannte Christen haben aus der Nachfolge Christi ihre Nahrung für den Weg des christlichen Lebens geschöpft, haben sich darin orientiert, geschult und überprüft.

Dag Hammarskjöld (1961 tödlich verunglückt) war Generalsekretär der Vereinten Nationen. In seinem geistlichen Tagebuch (Zeichen am Weg. Das spirituelle Tagebuch des UN-Generalsekretärs, Stuttgart 2011, z.B. 7.4.1953; 1955, S. 131; 29.7.1955 u.a.m.) finden sich zahlreiche Zitate aus der Nachfolge Christi. Dieser große Diplomat wollte mit seinem ganzen Wesen und Leben Jünger Jesu sein. Aber er war weder Mönch noch Priester. Dieses Buch war für ihn einer der Leitsterne seines Lebens. Ein zweites Beispiel war Robert Schuman (†1963), der große Politiker, einer der Gründerväter Europas. Ein Seligsprechungsprozess für ihn ist im Laufen. Auch er hat immer wieder aus dem Buch der Nachfolge Christi geschöpft (vgl. Gisbert Kranz, von Aschoka bis Schuman. Zehn exemplarische Staatsmänner, Würzburg 1996).

Noch einmal die Frage: Ist Christsein gleich Jünger Jesu sein? Ja, zweifellos, und doch auch wieder nicht. Darum wird es heute gehen. Es ist nicht ganz einfach, obwohl ich glaube, dass der Grund ganz einfach ist. Ich möchte, wie angekündigt, stark vom biblischen Zeugnis ausgehen: Was sagt uns Jesus selber? Wie ist Erfahrung der Urkirche vom Jünger, Schüler

Jesu Sein? Und was bedeutet das für unseren diözesanen Erneuerungsweg? Schließlich, wenn wir auf die Zeichen der Zeit blicken: Was zeigt uns der Herr, durch die Ereignisse unserer Zeit in dieser Frage?

I.

Schauen wir zunächst einmal auf die ersten Berufungen. Wie kamen Menschen dazu, sich Jesus anzuschließen und für ihn alles zu verlassen, ihre Familien, ihren Beruf, ihr Haus, ihr Umfeld, ihre vertraute Umwelt? Zugleich müssen wir uns fragen, wie es für die aussieht, die sich innerlich Jesus angeschlossen haben, aber nicht mit ihm gewandert, sondern zu Hause geblieben sind. Schließlich stellt Jesus selber die Frage, was mit denen ist, die gar nichts von Jesus wissen. Kann die große Mehrheit der Menschen irgendwie Jünger Jesu sein?

Vorweg etwas Entscheidendes: Die Nachfolge Jesu, wie sie uns im Neuen Testament begegnet, steht nicht im luftleeren Raum. Jesus ist nicht ohne seine Vorgeschichte zu verstehen. Er ist nicht zu trennen von Israel. Seine Sendung und sein Auftrag sind nicht zu trennen von der Sendung Israels, sie stehen in der "Geschichte der Sammlung des Gottesvolkes von Abraham bis heute". Der Exeget Gerhard Lohfink, auf den ich mit heute öfters beziehen werde, hat ein Buch geschrieben: "Braucht Gott die Kirche? Zur Theologie des Volkes Gottes" (Freiburg/Br. 1998, S. 9). Er geht darin der Frage nach, wozu es überhaupt Kirche gibt und was eigentlich die Sendung des Volkes Gottes von den ersten Anfängen an bis heute ist. Die Sendung Jesu ist unlösbar verbunden mit der Erwählung des jüdischen Volkes, des Volkes Gottes, mit der Geschichte des Alten Bundes. Wir können Jesus nicht ohne den Alten Bund haben. Der Alte Bund ist eine Geschichte von Berufungen, eine Geschichte der Aussonderung und des Auftrags, eine Geschichte von Sendung und Ermächtigung. Wenn wir Jesus und seine Nachfolge für unsere Zeit neu bedenken wollen, dürfen wir ihn und uns nie loslösen von der langen Geschichte des Alten Bundes. Wenn man Jesus ohne das Alte Testament haben will, das wäre wie Geigensaiten ohne Klangkörper. Wir können Jesus nicht verstehen ohne Israel, das erwählte Volk.

Wir sind hier schon am Anfang unseres Weges an einer ganz wichtigen Weggabelung. Wenn wir unseren Auftrag heute als Christen, als Jünger und Jüngerinnen Christi neu verstehen wollen, dann müssen wir auf den Weg des jüdischen Volkes schauen. Das ist unsere Vorgeschichte, das jahrhundertelange Einüben eines Weges mit dem Willen Gottes. Es bedeutet einzuüben, was es heißt, das Joch der Erwählung zu tragen, wie die Juden sagten. Für Katholiken in Ländern, in denen wir lange gewohnt waren, eine oft komfortable Mehrheit zu sein, ist es ein schwieriger Lernprozess, in dem wir derzeit stehen, sich auf eine neue Situation einzustellen, in der bekennende Christen sich weitgehend in ihrer Umwelt, ihrem Beruf, ihrem Freundeskreis, Kollegenkreis als Minderheit erfahren, selbst wenn die Mehrheit der Bevölkerung bei uns und in vielen Teilen Europas sich als christlich, als katholisch bezeichnet. Ein jüdischer Bekannter hat mich in Israel zum Flughafen begleitet. Unterwegs haben wir über die Situation der Kirche in Österreich gesprochen. Er hat mich gefragt, wie das so ist und ich habe ihm ein wenig erzählt von den vielen Kirchenaustritten, dem heftigen Gegenwind, den die Kirche in unserem Land hat. Dann hat er mir lächelnd gesagt: "Wir sind seit Jahrhunderten gewohnt, ob du als Jude sympathisch oder unsympathisch, ob du Applaus findest oder nicht, eines ist sicher: Du bist immer ein Jude! Und damit wirst du, zumindest ist es in weiten Teilen unserer Welt noch heute so, auch ein bisschen schief angeschaut". Und er hat gesagt: "Ihr werdet euch daran gewöhnen, ihr Katholiken, ‚welcome on board‘, sozusagen, was immer ihr macht: Na ja, die Kirche... Ob mit Erfolg oder Misserfolg, ob kritisiert oder gelobt: die Kirche, die Katholiken..." Das sage ich nicht, um uns pessimistisch zu machen, sondern um uns in das einzuüben, was Jüngerschaft im Sinne Jesu bedeutet.

Ein Wort des großen jüdischen Schriftstellers und Psychologen Manès Sperber, der in Wien und vor allem in Paris gelebt hat, macht das deutlich. Er schreibt in seiner Autobiographie "Die Wasserträger Gottes. All das Vergangene..." (Wien 1974, S. 70) diesen bittersten Satz: "Nur wenige Nichtjuden haben je begriffen, dass das jüdische Leid nicht etwa trotz, sondern vor allem wegen der Auserwähltheit zu unserem Schicksal geworden ist. Indem Gott mit uns ein Bündnis schloss, warf er den göttlichen Ziegelstein seiner Gnade auf uns. Seither tragen wir die erdrückende Last der Auserwähltheit wie einen Fluch, und sollen ihn doch dreimal am Tag wie einen Segen preisen." Das ist sicher etwas bitter gesagt, aber eine ernste und tiefe Wahrheit. Das Joch der Erwählung zur Jüngerschaft Jesu steht in der Tradition der Erwählung des jüdischen Volkes, das von Gott erwählt ist.

In der ersten Katechese habe ich über die Stelle meditiert, wo Jesus zu Petrus sagt, dass er sich auf das Leid einstellen muss, und dann allgemein hinzufügt: "Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach" (Mt 16,24). Hier liegt der entscheidende Punkt für den Reformweg, zu dem der Herr uns einlädt: Es geht um eine neue Sicht unserer christlichen Berufung. Gerhard Lohfink spricht das in seinem schon genannten Buch klar aus. Ausgehend von seiner eigenen Lebenserfahrung, die ihn auch zu einem Neuanfang geführt hat, dass er seinen Lehrstuhl an der Universität aufgegeben und sich einer neuen christlichen Gemeinschaft angeschlossen hat, schreibt er: "Nirgendwo beschäftigt sich die Bibel mit Pastoralplänen und Seelsorgestrategien. Stattdessen zeigt sich auf fast jeder Seite: Gott handelt nicht überall, sondern an konkreten Orten. Er handelt nicht jederzeit, sondern in einer bestimmten Stunde. Er handelt nicht durch jedermann, sondern durch Menschen, die er sich auswählt. Wenn wir das nicht wieder begreifen, wird es in unseren Tagen keine Erneuerung der Kirche geben. Denn dieses alte Prinzip der Heilsgeschichte gilt auch heute" (Braucht Gott die Kirche?, S. 10). Gott handelt durch Menschen, die er sich erwählt. Gehören wir dazu? Das war die Frage, die ich mir als Jugendlicher gestellt habe: Gehöre ich zu denen, die erwählt sind, zu einem bestimmten Auftrag, einer bestimmten Sendung?

II.

Wie war es am Anfang? Jesus beginnt sein öffentliches Wirken damit, dass er einzelne Menschen zu sich ruft und sie um sich sammelt. Wie fängt die Kirche an, wenn die Kirche die Sammlung der Menschen in und um Jesus ist, durch und um Jesus? Die ersten Berufungen werden beim Evangelisten Markus ganz knapp geschildert. Zwei Fischer, Simon und sein Bruder Andreas sind bei der Arbeit, Jesus geht am Ufer vorbei und sagt: "Kommt, folgt mir nach! Ich will euch zu Menschenfischern machen" (Mk 1,17). Jesus ruft sie mit Autorität, ganz bestimmt und ohne Diskussion: Möchtet ihr, passt euch das? Die Konsequenzen beschreibt Markus ganz direkt so: "Sogleich ließen sie ihre Netze liegen und folgten ihm nach" (Mk 1,18). Nachfolge Christi ist hier ganz wörtlich: mit Jesus gehen, sich auf den Weg machen, alles verlassen, sein Leben teilen, eine unbehaute Wanderschaft in Armut. Dieser Kreis von Menschen, der mit Jesus geht, wird bald größer. Es entsteht eine größere Gruppe von Menschen, die bereit sind und mit ihm das arme Wander- und Predigerleben teilen. Aus diesem wachsenden Kreis wählt er an einem bestimmten Zeitpunkt zwölf Männer aus. Markus beschreibt das so: Jesus "stieg auf einen Berg und rief die zu sich, die er selber wollte, und sie kamen zu ihm. Und er schuf (*epoiesen*) Zwölf, dass sie mit ihm seien und dass er sie aussende zu verkünden und Vollmacht zu haben, Dämonen auszutreiben" (Mk 3,13-15, Übersetzung nach G. Lohfink). Dann folgt die Liste der zwölf Apostel.

Welche Rolle spielt dieser Kreis der Zwölf? Für die Jüngerschaft in der Nachfolge Jesu ist diese Frage wichtig. Sind sie sozusagen das Urmodell jeder Nachfolge? Muss jeder, der Jesus

nachfolgen will, in dieses Muster, oder haben sie einen besonderen Auftrag? Sind sie eine Kerntruppe, der sich möglichst viele dann anschließen sollen? Oder sind sie eine besondere Gruppe, die nur für sich steht? Wie so oft gibt es hier kein Entweder-Oder, sondern ein Sowohl als Auch. Bis heute ist die Kirche apostolisch, wie wir sie im Glaubensbekenntnis bekennen. Die Zwölf sind zweifellos der Kern des Apostolischen Amtes. Jesus hat sie bewusst gewählt, um seiner Gemeinschaft, seiner Familie eine klare Struktur zu geben. Markus sagt, er "schuf" die Zwölf. Der Ausdruck ist derselbe, wie der, den die Bibel auf der ersten Seite für die Erschaffung der Welt gebraucht. Jesus setzt einen Schöpfungsakt, eine Neuschöpfung. Gott schafft sie, wie er die Welt schafft. Die Welt erschafft er aus nichts und die Berufung der Zwölf ist etwas ganz Neues. Die Bibel gebraucht diesen Ausdruck schon für das Volk Israel, Gott schafft das erwählte Volk (vgl. Jes 43,1). Damit sagt er etwas ganz Wichtiges: Nicht sie haben sich das ausgedacht, haben sich zusammengetan und einen Verein gegründet mit Statuten, sondern so wie der Schöpfer die Erschaffung der Welt gewollt hat, so hat er diese Zwölf gewollt. Er rief die zu sich, die er wollte. Er konstituiert sie, er bildet diese Gruppe.

Jesus wählt Zwölf in einer ganz bestimmten Absicht. Wir wissen aus der Bibel: Die zwölf Stämme Israels bilden das ganze Volk, sie stammen von den zwölf Söhnen Jakobs ab. Das ganze Volk Israel, das erwählte Volk: dieses Bild will Jesu wieder herstellen. Es soll in den zwölf Aposteln gewissermaßen einen neuen Kern haben. "Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt", sagt Jesus den Zwölf im Abendmahlsaal kurz vor seinem Leiden (Joh 15,16). Sie haben sich auch nicht gegenseitig gewählt, das hätten sie sicher nicht gemacht, denn sie sind so widersprüchlich und unterschiedlich, wie man es nur denken kann. Da ist ein Zöllner Levi, Matthäus, also ein Kollaborateur mit der Besatzungsmacht, den Römern, und da ist ein Simon der Kanaanäer, der Zelot, einer der radikalen Feinde der Besatzungsmacht. Die sollen jetzt eine Gemeinschaft werden. – Daneben sind unsere Pfarren ja harmlos! – Dazwischen sind Leute aus ganz alltäglichen Berufen, manche Fischer, von den anderen wissen wir nicht, welche Berufe sie hatten.

Jesus nimmt diese Zwölf in seine Lebensschule. Ein großer Teil der Evangelien besteht darin, zu zeigen, wie Jesus sie in seine Schule genommen hat. Mit unglaublicher Ehrlichkeit und Offenheit wird berichtet, wie oft sie "schlechte Noten" bekommen oder ihre Hausaufgaben nicht schaffen, weil die Lebensschule Jesu nicht ganz einfach ist. Die Zwölf stellen das Amt der Kirche dar. Das Kollegium der Bischöfe folgt dem Kollegium der zwölf Apostel. Aber die Zwölf sind auch so etwas wie eine Mustergruppe für jedes christliche Miteinander, die christliche Gemeinschaft. Jesus hat sie zusammengeführt, um ihnen das Amt zu geben, aber auch damit sie, wie Markus sagt, "mit ihm seien". Das ist das erste Ziel ihrer Berufung, das alle Christen gemeinsam haben. Mit Ihm sein ist der Kern der christlichen Berufung, der Nachfolge, so einfach. Das ist die bleibende Basis jedes christlichen Lebens. Hier ist der Zwölferkreis nicht nur das bleibende Fundament der Amtskirche, sondern auch der Kern der Lebensschule Jesu. Das meiste, was wir über die "Lebensschule" Jesu wissen, wissen wir aus dem, was Jesus mit seinen zwölf Aposteln gemacht hat, wie sie bei ihm gelernt haben. Es ist auffallend, dass Jesus dafür keine "Fachleute" ausgewählt hat, eine große Anfrage an die Kirche heute. Da ist kein einziger Schriftgelehrter, kein Pharisäer, keiner aus der Gruppe der religiös besonders engagierten und auch kein Sadduzäer, also die religiöse Priestereleite aus dem Tempel in Jerusalem. Sie sind alle einfache "Laien". Es ist Glaube der Kirche, dass Jesus sie zu Priestern, zu Hirten gemacht hat, indem er ihnen den Auftrag gegeben hat: Tut dies zu meinem Gedächtnis! Ihrer Herkunft nach sind sie einfache Laien, keine "Religionsspezialisten".

Die Apostelgeschichte sagt das ausdrücklich. Als Petrus und Johannes vor dem Hohen Rat stehen, weil sie an der Goldenen Pforte des Tempels einen Gelähmten geheilt haben, werden sie vom Hohen Rat zur Rede gestellt, warum sie das gemacht haben und vor allem warum sie den Namen Jesu propagieren. Danach heißt es in der Apostelgeschichte: "Als die Ratsherren den Freimut des Petrus und Johannes wahrnahmen und merkten, dass es ungelernete und ungebildete Männer waren, wunderten sie sich. Sie erkannten, dass sie mit Jesus gewesen waren" (Apg 4,13). Im griechischen Text steht hier *idiotai* (davon kommt unser Wort Idioten), das heißt ungebildete. Die wählt Jesus als Zeugen seiner Frohbotschaft aus. Die Ratsherren "erkannten, dass sie mit Jesus gewesen waren". Ich wünschte mir, man könnte auch an uns erkennen, dass wir mit Jesus waren! So wichtig es auch ist, Theologie zu studieren, das Entscheidende ist, mit Jesus zu sein. Daher haben diese einfachen Männer die Weisheit und den Mut, sich vor dem Hohen Rat zu Jesus zu bekennen und von ihm Zeugnis zu geben.

III.

Dieses Lernen ist auch ein schmerzlicher Prozess. Das sahen wir schon in der ersten Katechese. Jesus weist Petrus scharf zu Recht, weil er nicht nach Gottes Art, sondern nach Menschenart denkt. In Jesu Schule müssen diese Zwölf neue Menschen werden. Dazu will Jesus sie zu seiner Familie machen. Die Familie Jesu. Sie müssen ein neues Miteinander lernen, dessen tiefster Grund, dessen eigentlichstes Geheimnis nichts anderes ist, als das Miteinander von Jesus mit dem Vater. Im Abendmahlsaal wird Jesus für seine Zwölf beten und für alle, die durch sie einmal zum Glauben kommen werden, sie "sollen eins sein: Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, ... sie sollen eins sein, wie wir eins sind" (Joh 17,21-22). Sie sollen an Jesu Gemeinsamkeit mit dem Vater Einssein lernen, was es heißt, Familie Jesu zu werden.

Kein anderes vorgegebenes Modell reicht aus, um dieses neue Miteinander der Jünger Jesu, der neuen Familie Jesu zu verstehen. Es gab in Israel verschiedene Modelle, wie man ein Jünger sein kann. Das Modell, an das man spontan denkt, ist das Lehrer-Schüler Verhältnis, das im Judentum eine ganz große Rolle spielt. Man geht zu einem Rabbi, um sein Schüler zu werden, um die Tora zu studieren. Es ist etwas Wunderbares, wie im jüdischen Leben bis heute dieses Lehrer-Schüler Verhältnis, zwischen einem Rabbiner und seinen Schülern gelebt wird. Paulus selber war Schüler des Gamaliël, er erinnert daran, dass er diesem großen Rabbiner zu Füßen gesessen ist und bei ihm gelernt hat (vgl. Apg 22,3). Es ist etwas Wunderbares, einen großen Meister und Lehrer zu finden! Die Rabbiner hatten ihre Schülerkreise. Aber es gibt einen grundlegenden Unterschied zum Schülerkreis Jesu: Im Schülerkreis eines Rabbiners ist die Tora in der Mitte, das Gesetz Gottes. Alles dreht sich darum. Ich hatte in New York in der Yeshiva-University ein tiefes Erlebnis, wo junge Studenten mit einem unglaublichen Eifer die Tora und ihre Auslegung durch die Mischna und den Talmud studieren. Ich kann das nur bewundern und mir wünschen, dass wir mit einem ebensolchen Eifer die Heilige Schrift studieren, durcharbeiten, "durchkauen", möchte ich fast sagen.

Bei Jesus und seinen Schülern ist es allerdings anders. Rainer Riesner, ein großer deutscher evangelischer Exeget und Freund, hat das so gesagt: "Jesu-Jünger und Rabbinerschüler unterscheiden sich vor allem darin grundlegend voneinander, dass Jesus seine Jünger an seine eigene Person band" (Rainer Riesner, Jesus als Lehrer, Tübingen 1981, S. 417; vgl. Martin Hengel, Nachfolge und Charisma, Berlin 1968). Kann man das so sagen? Hat Jesus sich zum Guru gemacht? Er ist ohne Frage, die Mitte dieses Jüngerkreises. An ihm sollen sie lernen. Er ist die lebendige Tora. Wenn er bei der Bergpredigt sagt: "Den Alten ist gesagt worden ..." – d.h. in der Tora und ihrer Auslegung – "ich aber sage euch ...", da ist er der Mittelpunkt. Kein

Rabbiner hätte es gewagt, sich so in den Mittelpunkt zu stellen, wie es Jesus gemacht hat. Ist das Selbstüberschätzung? Eine Art Guru-Mentalität? Oder liegt es daran, dass er wirklich der Meister ist? "Ihr nennt mich Meister und Herr, und ihr sagt richtig, denn ich bin es", sagt Jesus (Joh 13,13-14). Aber er sagt das in einem Moment, wo er den Aposteln im Abendmahlsaal die Füße gewaschen hat. Wo er den niedrigsten Knechtsdienst erfüllt, den man sich vorstellen kann, den anderen die Füße zu waschen. Zu ihm kommen die Jünger nicht, um die Tora zu studieren, um miteinander zu diskutieren und zu interpretieren, sondern er selber ist die Mitte dieser Schule, er selber ist das Gesetz in Person. Er gibt den Jüngern auf dem Berg der Seligpreisungen das neue Gesetz, wie Gott am Sinai dem Mose die Tora gegeben hat. Wenn nun Jesus selber die Mitte seines Jüngerkreises ist, dann verändert sich natürlich auch das Beziehungsnetz unter den Menschen, die ihn zur Mitte haben.

Das Meister-Schüler-Verhältnis verändert sich in der Gemeinschaft mit Jesus. Aber auch die Familienbande ändern sich im Umfeld Jesu. Das muss zuerst einmal die eigene Familie Jesu sehr bitter erleben. Markus berichtet uns, dass die Verwandten Jesu heruntergekommen sind nach Kafarnaum, um ihn heimzuholen nach Nazareth, zurück in die Familie, denn sie sagten: Er ist verrückt geworden (vgl. Mk 3,21). Sie wollen ihn mit Zwang zurückholen. Es gibt einen Familienegoismus, eine Clangeist, der mit der Nachfolge Jesu unvereinbar ist. Die Familie Jesu hat es ein zweites Mal versucht, da waren sie schon etwas vorsichtiger, sie kommen noch einmal, das Haus ist voll mit Menschen, Jesus drinnen, viele Menschen bei ihm. Dann berichtet man ihm: "Deine Mutter und deine Brüder und Schwestern sind draußen und suchen dich" (Mk 3,32). Man würde erwarten, Jesus steht sofort auf und geht hinaus, begrüßt seine Familie. Ganz anders seine Reaktion. "Wer ist meine Mutter und wer sind meine Brüder?" fragt er. Dann zeigt er auf die Menschen, die um ihn herum sind und sagt: "Wer den Willen meines Vaters tut, der ist mir Bruder, Schwester, Mutter" – nicht der Ruf des Blutes, nicht das Clandenken, nicht der Familienstolz, sondern eine neue Familie. Nachfolge Jesu ist etwas anderes als ein Arbeitsvertrag, eine Partnerschaft, eine "Joint Mission", sozusagen, man macht miteinander ein wenig Mission und geht dann wieder auseinander. Nein, durch die Nachfolge Jesu entsteht eine neue Bindung, eine neue Gemeinschaft, man wird Glied der Familie Jesu. Wir werden zu seinen Geschwistern, ja, zu seiner Mutter. Gleichzeitig müssen aber die in die Familie Aufgenommenen bereit sein, sich von ihrer leiblichen Familie zu lösen, notfalls im Konflikt, mit Spaltungen und Feindschaft. "Jesus verlangt also von seinen Jüngern die entschiedene Abkehr von der eigenen Familie ... An die Stelle ihrer Familie ... tritt die Lebensgemeinschaft mit Jesus ... Die Lebensgemeinschaft des Jüngers mit Jesus ist *Schicksalsgemeinschaft*. Sie geht so weit, dass der Jünger bereit sein muss, dasselbe zu erleiden wie Jesus – notfalls sogar Verfolgung oder Hinrichtung" (Gerhard Lohfink, *Wie hat Jesus Gemeinde gewollt?*, Freiburg 1993, S. 44; vgl. Friedrich Bechina, *Die Kirche als "Familie Gottes"*. *Analecta Gregoriana* 272, Rom 1998, S. 349). Das Schönste, das passieren kann, ist, wenn die eigene Familie in die Familie Jesu hineinwächst. Das kann oft ein schmerzlicher Prozess sein, der nur über den Weg der Bekehrung, der Umkehr geht, wo die fleischlichen, die natürlichen Familienbande durch den Glauben etwas Neues werden. Christus transformiert sie, wandelt sie um in Freundschaft, in Beziehung zu seiner Familie, zu dem, was sie vom Schöpfer her sein soll. Dann entsteht jene tiefe Geborgenheit, die die Familie Jesu uns schenken soll, mit aller Unsicherheit des Weges der Nachfolge. Wenn Jesus sagt, "einer ist euer Meister, ihr alle seid Brüder" (Mt 23,8), dann zeigt das dieses neue Verhältnis, das durch die Nachfolge zwischen uns entstehen soll. Wir werden auf die Lebensform dieser neuen Familie Gottes noch zu sprechen kommen: Wie formt Jesus Menschen zu dieser neuen Gemeinschaft, zu diesem neuen Miteinander, das der Welt so fremd ist?

IV.

Sind wir alle zur Jüngerschaft berufen? Ist Christsein Jüngerschaft? Die Antwort ist nicht ganz einfach. Im Neuen Testament finden wir Stellen, wo es ganz klar gesagt wird: Alle sind wir zur Jüngerschaft berufen. So sagt der hl. Paulus im ersten Korintherbrief: "Treu ist Gott, durch den ihr berufen worden seid zur Gemeinschaft mit seinem Sohn Jesus Christus" (1 Kor 1,9). Oder : "Nicht anders, als der Herr es ihm zugeteilt hat, und so wie Gott ihn berufen hat, soll jeder leben" (1 Kor 7,17). Alle haben also einen Ruf zur Gemeinschaft mit Christus, aber der Ruf kann sehr verschieden sein. In der Brotrede in der Synagoge von Kafarnaum sagt Jesus, Jesaia (54,13) zitierend; "Und alle werden Schüler Gottes sein" (Joh 6,15).

Ja, keine Frage: wir sind alle berufen, in die Schule Jesu zu gehen. Alle sind wir zur Heiligkeit berufen. Das ist Kernlehre des II. Vatikanums. Das zentrale fünfte Kapitel der Kirchenkonstitution *Lumen Gentium* handelt von der "Allgemeinen Berufung zur Heiligkeit in der Kirche". "Seid vollkommen, wie auch euer Vater im Himmel vollkommen ist", so lautet ein Kernsatz der Bergpredigt Jesu (Mt 5,48).

Das Konzil meint: "Jedem ist also klar, dass alle christgläubigen jeglichen Standes oder Ranges zur Fülle des christlichen Lebens und zur vollkommenen Liebe berufen sind" (*Lumen Gentium* 40). Alle sind zur Heiligkeit berufen. Kein Stand schließt davon aus. Wenn ein Papst heiliggesprochen wird, dann nicht, weil er Papst war, sondern weil er sein Christsein vorbildlich gelebt hat. Darin hat er keinem anderen Christen etwas voraus. Allen steht der Weg zur Heiligkeit offen. Aber die Berufungen sind verschieden, die Wege der Heiligkeit sind anders für jeden, entsprechend dem Ruf, den jeder bekommen hat.

Nochmals: sind alle berufen, Jünger, Jüngerinnen Jesu zu werden? Die Frage war durch alle Jahrhunderte bewegend. Galten die radikalen Berufungsworte Jesu für alle oder nur für einige besonders Berufene? Auf wen bezieht sich das Wort Jesu: "Die Ernte ist groß, aber es gibt nur wenige Arbeiter. Bittet also den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter in seine Ernte sende" (Mt 9,38)? Es wird gerne bei Fürbitten um Priester- und Ordensberufe. Das ist nicht unberechtigt, aber es ist nicht alles. Eines ist hier wohl richtig erspürt: In die Ernte des Herrn gesendet zu werden, ist eine besondere Berufung, die vom Herrn zu erbitten ist. Nicht alle werden in diese Aufgabe gerufen und gesendet. Jesu Wort setzt voraus, dass es andere gibt, die nicht dazu berufen sind, aber darum bitten sollen, dass der Herr genügend Erntearbeiter sende.

Die Evangelien zeigen uns: "Jesus ruft nicht alle in seine Nachfolge" (G. Lohfink, *Wie hat Jesus Gemeinde gewollt?*, S. 206). Er ruft alle zur Umkehr: "Kehrt um und glaubt an die frohe Botschaft" (Mk 1,15), nicht alle ruft er in die direkte Nachfolge. Den Zöllner Levi – Matthäus ruft er von der Zollstelle weg: "Folge mir nach!" (Mk 2,14). An Zachäus, einen anderen Zöllner in Jericho, richtet Jesus keinen Ruf der Nachfolge. Er bleibt in seinem Beruf. Aber er hat sich bekehrt. Sein Leben ist neu geworden, sein Beruf derselbe geblieben (vgl. Lk 19,1-10). Auch bei den Frauen gibt es diesen Unterschied. Lukas berichtet: "In der folgenden Zeit wanderte Jesus von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf und verkündete das Evangelium vom Reich Gottes, und die Zwölf waren mit ihm, außerdem Frauen, die er von bösen Geistern und von Krankheiten geheilt hatte: Maria von Magdala, aus der sieben Dämonen ausgefahren waren; Johanna, des Frau des Chuzas, eines Beamten des Herodes; Susanna und viele andere. Sie alle dienten ihnen [Jesus und den Jüngern] mit dem was sie besaßen" (Lk 8,1-3). Diese Frauen sind mit Jesus von Galiläa bis Jerusalem mitgezogen, ein für damals sicher eher ungewöhnliches Verhalten. Sie sind bei der Kreuzigung Jesu nicht weggelaufen: "Alle seine Bekannten aber, auch die Frauen, die ihm von Galiläa her gefolgt waren, hatten alles von weitem mit angesehen" (Lk 23,49). Diese Frauen sind bei der Grablegung dabei und kommen

am Morgen des übernächsten Tages zum Grab mit den Salben und dem Balsam, den sie vorbereitet hatten (vgl. Lk 23,55-24,1).

Sind diese Frauen in besonderer Weise "Jüngerinnen"? Auf jeden Fall gibt es andere, die Jesus ganz nahestehen, ja mit ihm befreundet sind, ihm aber nicht auf seinem Weg nachfolgen, keine besondere Mission haben. Ich denke hier an Jesu Freunde in Betanien, Marta, Maria und Lazarus, diese Geschwister, in deren Haus Jesus sich willkommen wusste, und die er besonders liebte.

Gerhard Lohfink schließt daraus: "Jesus ruft nicht ganz Israel in die Jüngerschaft. Es gibt neben den Jüngern ein breites Spektrum von Menschen, die sich dem Evangelium Jesu öffnen und seinen Umkehrruf ernst nehmen, aber nicht in seine unmittelbare Nachfolge treten. So ergeben sich wie von selbst drei Gruppen: der Kreis der Zwölf, der in den Evangelien bereits mit den ‚Aposteln‘ gleichgesetzt wird – der Kreis der Jünger, der bedeutend größer ist, aber ebenfalls in der unmittelbaren Jesusnachfolge steht – und schließlich das Volk, insoweit es die Botschaft Jesu positiv aufnimmt" (Wie hat Jesus Gemeinde gewollt?, S. 209).

Apostel – Jünger – Volk: Ist das nicht wieder eine Unterscheidung, die zum "Etagedenken" führt? Die Gefahr besteht, da die "Berufenen", dort das "Volk" zu sehen, hier die in der Nachfolge Lebenden, dort die sich mit der Welt Abgebenden. Geht dabei nicht doch wieder die gemeinsame Berufung aller Christen, aller Getauften verloren? Diese Gefahr gab es immer und es gibt sie auch heute. Sie schwindet aber, sobald wir neu auf den Kern der Botschaft Jesu schauen. Nicht alle sind zur selben Lebensform der Nachfolge berufen, alle aber zur Umkehr. Allen gilt die Bergpredigt mit ihren wahrhaft radikalen Worten, gleich ob sie "sesshafte" oder "nachwandernde" Christen sind, "Jünger" oder "Volk". Die Bergpredigt verlangt, dass wir nicht nur die böse Tat, sondern schon jedes ärgerliche Wort gegen die Glaubensgeschwister unterlassen (Mt 5,22). Sie verlangt, "die Ehe eines anderen (und natürlich auch die eigene) so ernst zu nehmen, dass man eine fremde Frau nicht einmal begehrend anblickt (Mt 5,29f)". Sie verlangt, "dass es kein Verschleiern und Verdrehen der Sprache mehr gibt, sondern nur noch absolute Eindeutigkeit (Mt 5,37), und dass man jedem gibt, der einen um etwas bittet" (Mt 5,42), (G. Lohfink, Wie hat Jesus Gemeinde gewollt?, 212).

Das gilt für alle Christen. Da gibt es kein zwei-Stufen-Ethos, eine vollkommene Lebensform der Apostel und Jünger, und eine weniger vollkommene des übrigen Gottesvolkes. Beide Lebensformen ergänzen sich. Das war schon in der Urkirche so und ist im Grunde heute nicht anders: Die Jünger, die unterwegs sind, bedürfen der "Häuser", die sich ihnen öffnen, der Familien, die sie aufnehmen und unterstützen. Aber in beiden Lebensformen geht es um eine "Ganzhingabe": ob Jünger in der ausdrücklichen Nachfolge – oder zur "Familie Jesu" gehören, Ganzhingabe besteht im Tun des Willens Gottes im Alltag. Die gemeinsame Berufung zur Heiligkeit liegt immer im *magis*, im "Mehr" an Liebe, in der je größeren Hingabe.

Jesus liebt es, dieses "Mehr" gerade an Menschen deutlich zu machen, die ihn gar nicht kennen. Am ergreifendsten geschieht das, als Jesus seine Jünger auf die arme Witwe im Tempel hinweist, die gar nichts davon weiß. Sie hat nur zwei Kupfermünzen in den Tempelschatz geworfen, viel weniger als die anderen. Aber die haben alle nur etwas von ihrem Überfluss gegeben. Sie dagegen alles, was sie zum Leben hatte, wörtlich: "ihr ganzes Leben". Sie hat deshalb, so sagt Jesus, "*mehr* als alle" gegeben (Mk 12,41-44).

Heißt Christsein Jünger, Jüngerin Jesu sein? So lautete unsere Ausgangsfrage. Wenn darunter die Nachfolge der Apostel und der Jünger und Jüngerinnen, die mit Jesus unterwegs waren, gemeint ist, dann sind nicht alle, die am Christus glauben, auch in diese Lebensform gerufen. Alle aber sind zur Umkehr und zur Radikalität der Bergpredigt gerufen. Jesus selber ist der Lehrmeister dieses Weges. Auf Ihn schauen, in Seiner Gemeinschaft leben, ist die gemeinsame Lebensschule aller, die an Ihn glauben.

Die aber, denen das Geschenk, die Gnade des Glaubens zuteil geworden ist, seien zum Schluss an das Evangelium vom Christ-Königs-Sonntag, erinnert: Beim Weltgericht wussten die Gerechten gar nicht, dass sie Christus begegnet sind, Gott gedient haben, ebenso die Verdammten. Sie haben einfach den Nächsten in Not gesehen oder übersehen; sie haben geholfen oder Hilfe unterlassen (vgl. Mt 25,31-46). Wir sind alle in die Lebensschule Jesu geladen. Eine der wichtigsten Lehren in dieser nie abgeschlossenen Schule ist es, staunend und dankbar zu sehen, dass andere darin schon viel weiter sind als wir. Manchmal auch solche, die gar nicht wissen, dass sie in dieser Lebensschule sind, und nicht wissen, wie gut ihr "Lernerfolg" ist!

"Herr, lehre uns beten" - Die Gebetsschule Jesu

Wortlaut der 3. Katechese 2011/12 von Kardinal Christoph Schönborn am Sonntag, 4. Dezember 2011, im Dom zu St. Stephan.

In der Lebensschule Jesu ist jeder herzlich willkommen. Aber er oder sie muss wollen. Wie in jeder Schule, muss man auch wollen. Was, so frage ich mich, will ich von Jesus lernen? Wer zu einem Geigenlehrer geht, der will Geige spielen lernen. Wer in die Fahrschule geht, will fahren lernen. Aber was will ich in der Schule Jesu lernen? Weiß ich ganz persönlich eine Antwort auf diese einfache Frage?

I.

Die beiden ersten, die Jesu nachgefolgt sind, waren die Johannesjünger, Andreas, der Bruder des Simon Petrus, und der Lieblingsjünger (Johannes, wie die Tradition mit guten Gründen angenommen hat). Als sie hinter Jesus her gingen, drehte er sich um und fragte: "Was wollt ihr?" (Joh 1,38). – Was wollen wir? Was suchen wir? Was erhoffe ich mir, von Jesus zu lernen? Erhoffe ich überhaupt etwas? Ich glaube, die Frage lohnt sich, vielleicht führt sie auch zu einer peinlichen Überraschung. Habe ich überhaupt darüber nachgedacht, was ich von Jesus lernen will?

Man spricht in der Pädagogik gerne von "Lernzielen". Was ist mein Lernziel? Bin ich lernwillig, neugierig darauf, von Jesus etwas zu lernen? Auf die Frage Jesu "Was sucht ihr?" haben die beiden – künftigen – Jünger geantwortet: "Meister, wo wohnst du?" Sie wollten ihn einfach kennenlernen. Meistens beginnt es damit, dass man jemand neu kennenlernen möchte. Kennen wir Jesus? (Vgl. Hans Urs von Balthasar, Kennt uns Jesus – kennen wir ihn?, Freiburg/Br. 31995). "Kommt und seht!", war Jesu Antwort. Das erste Lernziel der Apostel war einfach, Jesus kennen zu lernen. "Sie sahen, wo er wohnte und sie blieben diesen Tag bei ihm" (Joh 1,39), heißt es weiter. Das ist das erste und wichtigste in der Lebensschule Jesu: Ihn ganz persönlich kennenlernen. Die Lehren Jesu sind wichtig, aber es gilt zuerst, ihn selber kennenzulernen, mit ihm Umgang zu haben, mit ihm vertraut zu werden, mit ihm eine Freundschaft aufzubauen. Also geht es in der Lebensschule Jesu nicht zuerst darum, möglichst viel Wissen anzusammeln, auch wenn das wichtig ist. Es geht nicht um etwas, sondern um jemanden. Ihn zu kennen und ihn zu lieben, ist der größte Lernerfolg. "Wir möchten Jesus sehen" (Joh 12,21), haben Griechen, also Heiden, die zum Osterfest nach Jerusalem gekommen waren, zu den Jüngern Jesu gesagt: Neugierde, kennenlernen wollen, Interesse an diesem Mann, von dem man so viel redet. Ohne Interesse gibt es kein Lernen. Das wissen alle, die im Lehrberuf tätig sind und das wissen wir selber, wenn wir studiert haben oder noch studieren.

Die erste Frage lautet: Was will ich eigentlich in der Lebensschule Jesu lernen? Weiß ich das? Habe ich darüber nachgedacht? Aber eine zweite Frage ist ebenso wichtig: Was will Jesus uns beibringen? Was ist sein pädagogisches Ziel? In die Schule gehen wir, weil wir lernen wollen oder müssen. Aber was wir lernen, bestimmen eigentlich die Lehrer. Was will Jesus uns beibringen? Diese beiden Fragen möchte ich an den Anfang stellen und sie werden uns das ganze Jahr über begleiten. Was will Jesus uns lehren und was wollen wir lernen?

Es gibt einen Begriff, der in der Lehre Jesu so oft vorkommt, dass der Eindruck entsteht, das ist der Inbegriff dessen, was Jesus lehren wollte, das Wort "Reich Gottes", oder im Matthäusevangelium, um den Gottesnamen zu vermeiden, "Himmelreich". Beim Evangelisten Markus heißt es ganz am Anfang: "Nachdem man Johannes, den Täufer ins Gefängnis geworfen hatte, ging Jesus wieder nach Galiläa; er verkündete das Evangelium Gottes und sprach: Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um und glaubt an das Evangelium" (Mk 1,14-15). Matthäus spricht vom "Evangelium vom Reich" (Mt 4,23). Das ist der eigentliche Inhalt der Lehre Jesu. Aber was will Jesus lehren, wenn er vom "Reich Gottes", vom "Himmelreich" spricht? Allein bei den sogenannten Synoptikern, als bei Matthäus, Markus, Lukas, kommt das Wort "Reich Gottes" 99mal vor, davon 90mal im Mund Jesu. Insgesamt kommt es im Neuen Testament 122mal vor. Jesu Lehre hat eindeutig einen Akzent auf das Reich Gottes. Es ist die Botschaft Jesu. Aber was sagt diese Botschaft? Vom Reich Gottes spricht Jesus sehr oft in Gleichnissen (vgl. Joseph Ratzinger/Benedikt XVI, Jesus von Nazareth. Bd 1, Freiburg/Br. 2007, 77). Wir werden später noch darauf zurückkommen.

Jesu kündigt an, dass das Reich Gottes kommt, es ist nahe, bricht herein, wächst und wird angefochten. Aber was ist das Reich Gottes, was sollen wir darüber lernen? Was ist sozusagen das Lernziel in der Lebensschule Jesu? Jesus spricht einmal davon, dass wir "Jünger des Himmelreiches", des Reiches Gottes werden sollen (Mt 13,52). Man kann das lernen. Wir sollen Schüler werden, Lernende, und da Lernen nicht Selbstzweck ist, sollen wir auch in der Lage sein, Lehrende des Reiches Gottes zu werden. Was macht jemand zum ausgewiesenen Schüler des Reiches Gottes, des Himmelreiches? In der Folge dieser Katechesen wird uns diese inhaltliche Seite der Lehre Jesu noch beschäftigen.

Heute möchte ich einen nonverbalen Zugang wählen. Die Jünger Jesu haben nicht zuerst durch die Worte Jesu gelernt, sondern durch seine Taten und noch mehr durch ihn selber. Sein Vorbild, sein Verhalten, war die erste Schule. Noch bevor es um die Lehre ging, ging es um die Person. So möchte ich heute ein wenig hinschauen auf das, was Jesu Verhalten die Jünger gelehrt hat. Von Lehrern merkt man sich meistens nicht den Inhalt, sondern die Person. Was wirklich herüberkommt ist das, was der Mensch darstellt. Wenn ich mich an meinen wunderbaren Deutschlehrer im Gymnasium erinnere, ist es vor allem der Eindruck von seiner Persönlichkeit, der mir geblieben ist. Die Gedichte, die wir auswendig lernen mussten, habe ich größtenteils vergessen.

II.

Ein Zug im Leben Jesu hat die Jünger beeindruckt und vielleicht am tiefsten geprägt und hat wohl auch uns viel über Jesu Lehre, mehr noch über seine Person zu sagen, nämlich das Beten Jesu. Ich beginne mit einer Szene, am Anfang des Markusevangeliums. Markus beschreibt den ersten Tag Jesu in Kafarnaum, das öffentliche Wirken Jesu, nachdem er von Nazareth nach Kafarnaum übersiedelt ist. Es ist ein Tag intensiver Begegnungen, einer Heilung in der Synagoge. Am Abend des Sabbats, als die Sabbatruhe vorbei war, kommen die Menschen in Scharen zu seinem Haus. Er heilt viele Kranke, Besessene. Ein erfolgreicher, ein intensiver erster Tag. Dann aber, am nächsten Tag, es ist nach dem Sabbat, also der erste Tag der Woche, heißt es bei Markus: "Früh morgens, als es noch dunkel war, erhob sich Jesus, ging weg, begab sich an einen einsamen Ort und betete dort" (Mk 1,35). Die Jünger suchen und finden ihn, sie sind ganz überrascht: Was machst du da? Was ist das? Sie sind ja erst frisch bei ihm, es ist der Anfang der Lebensschule mit Jesus. Sicher waren sie beeindruckt von dem, was sie erlebt haben, von den ersten Heilungen und Dämonenaustreibungen. Aber unverwechselbar eingepreßt und wohl am tiefsten in die Jüngerschaft eingeführt hat sie das

Erlebnis, dass ihr Meister betet, stundenlang, nächtelang. Er zieht sich zurück in die Einsamkeit, oft auf einen Berg und betet. Die Jünger "ertappen" ihn dabei. Ohne viele Worte seinerseits darüber zu verlieren, hat er durch sein Beten wohl die tiefste Sehnsucht nach Jüngerschaft ausgelöst. Durch das Erlebnis seines Betens, durch sein Vorbild erweckt er die Sehnsucht der Jünger, es ihm gleichzutun.

Was geht da in ihm vor, wenn er so lange Zeit im Gebet verbringt? Es ist ganz Faszinierendes um das Gebet. Die ersten Mitbrüder des heiligen Dominikus (†1221), unseres Ordensvaters, haben ihn gerne in der Nacht beobachtet, wenn er allein in der Kirche gebetet hat. In Santa Sabina in Rom auf dem Aventin gibt es heute noch ein Fensterchen, wo man hinuntersieht in die Kirche, und die Tradition sagt, dort haben die Brüder hinuntergeschaut und ihn beobachtet, wie er stundenlang in der Nacht gebetet hat. Bei den ersten Jüngern Jesu muss es ähnlich gewesen sein. Lukas berichtet: "Jesus betete einmal an einem Ort; und als er das Gebet beendet hatte, sagte einer seiner Jünger zu ihm: Herr, lehre uns beten, wie schon Johannes seine Jünger beten gelehrt hat" (Lk 11,1). Darauf lehrt Jesus sie das "Vater unser". Beeindruckend an dieser Szene ist die Note des Respekts, die man hier spürt, sie trauen sich nicht Jesus beim Gebet zu unterbrechen. Sie warten, bis er das Gebet beendet hatte. Wie lange hat das wohl gedauert?

Als Papst Johannes Paul II. (†2005) bei seinem dritten Besuch in Österreich 1998 zum Gottesdienst in den Salzburger Dom eingezogen ist, war bei einem Seitenaltar vor dem Tabernakel eine kurze Adoratio, eine Gebetszeit, geplant. Er hatte offensichtlich völlig vergessen, dass da Tausende Menschen und das Fernsehen warteten, und verbrachte 20 Minuten dort im Gebet. Es ist für mich unvergesslich, wie er eingetaucht ist ins Gebet. Das Gebet eines Menschen löst spontan Respekt und Behutsamkeit aus, zumindest bei Menschen, die halbwegs sensibel dafür sind.

Das ist das Geheimnis des Gebets. Gebet ist universal, genauso universal wie die Religion. Es gehört einfach zum Menschsein. Es ist deshalb auch sinnvoll und möglich, eine Phänomenologie des Gebets zu schreiben, eine Beschreibung des Gebetsverhaltens, verschiedener Gebetsweisen und Gebetsformen. Friedrich Heiler (†1967) hat ein dickes Buch geschrieben: "Das Gebet. Eine religionsgeschichtliche und religionspsychologische Untersuchung" (München 1919). Darin hat er vergleichend, beschreibend, nicht wertend dargestellt, wie gebetet wird.

Viele haben solche Erfahrungen gemacht. Für mich unvergesslich waren 1977 betende Frauen in einem buddhistischen Tempel in Taiwan. Das Gebet ist unverkennbar, eindrucksvoll, wenn man etwa in eine Moschee kommt, wo Menschen sich niedergeworfen haben zum Gebet. Beten lernen gehört in allen Religionen zum Weg des religiösen Lebens. Formeln und Formen muss man lernen. Gebete haben ihre Traditionen. Ich war sehr beeindruckt, in der Türkei ein Heftchen für junge Muslime über die Gebetsformen, die Ausdruckformen des Gebetes, die körperlichen Haltungen etc. zu bekommen. Das ist eine Gebetsschule. Normalerweise lernt man das Gebet zu Hause, von Eltern, Großeltern. Wie viele haben in der Sowjetunion noch von der "Babuschka", der Großmutter, das Beten gelernt. So hat wohl auch Jesus von seinen Eltern und in der Synagoge in der Tradition seines Volkes beten gelernt. Die jüdische Gebetswelt ist faszinierend, dieser große Schatz der Gebetskultur mit den Psalmen, den liturgischen Gebeten. "Jesus betet mit jenen Worten und jenen Formen, mit denen sein Volk in der Synagoge von Nazaret und im Tempel betet", heißt es im Katechismus (KKK 2599). Die jüdische Welt des Gebetes hat im Vergleich zu anderen Religionen etwas Besonderes. Sie kennt eine Vertrautheit mit Gott, die etwas Neues darstellt. Das jüdische Beten ist Antwort auf einen Gott, der den Menschen anspricht, sich ihm offenbart. Das kann zu einer Innigkeit

und einer Nähe führen, die anderen Religionen fremd ist. Es ist kein Zufall, dass das jüdische Volk, das erwählte Volk, beim Propheten von Gott in engster Vertrautheit als "mein Sohn" angesprochen wird (vgl. Hos 11,1; Mt 2,15). Aber was die Jünger mit Jesus erleben, geht weit darüber hinaus. Das ist einmalig selbst im Judentum, ein Maß an Vertrautheit, das man auch in der großen jüdischen Tradition nicht findet. Lukas spricht am häufigsten über das Gebet Jesu. Er lässt uns schon sehr früh ahnen: Da gibt es einen Punkt im Leben Jesu, der etwas Einzigartiges ist. Ich erinnere an die Szene, als der zwölfjährige Jesus in Jerusalem im Tempel zurückbleibt. Seine Eltern suchen ihn voll Sorge. "Nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel; er saß mitten unter den Lehrern, hörte ihnen zu und stellte Fragen" (Lk 2,46). Jesus scheint sich darüber zu wundern: "Warum habt ihr mich gesucht? Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meinem Vater gehört?" Gerade hat Maria gesagt: "Dein Vater und ich haben dich voll Angst gesucht!" (Lk 2,48-49). Jesus sagt: "Ich muss in dem sein, was meinem Vater gehört." Hier offenbart sich etwas Neues, das für seine Eltern schwer begreiflich ist. Die Vertrautheit, die Jesus mit Gott hat, den er seinen Vater nennt, ist etwas Einzigartiges.

III.

Theologisch wäre es interessant, hier nach dem Selbstbewusstsein Jesu weiter zu fragen: Wusste er, dass er der Messias ist? Wusste er als Zwölfjähriger, dass er der Sohn Gottes ist? Aber es ist eine Katechese, keine theologische Vorlesung. Es wäre ein eigenes großes und höchst wichtiges Thema. Viele sagen, die Kirche habe Jesus zu Gott gemacht, den einfachen Mann aus Galiläa, aus Nazareth. Sie habe ihn vergöttlicht und zum Sohn Gottes erhoben. Diese Frage hat heute, abgesehen von der Diskussion innerhalb der Christenheit, eine große Aktualität bekommen durch den Islam. Denn wenn es einen Punkt gibt, in dem der Islam das Christentum fundamental kritisiert, ist das der Anspruch der Gottheit Jesu. Von Anfang an war das der zentrale Vorwurf des Islam gegen das Christentum. Gewiss hat Mohammed zu Beginn seiner Tätigkeit gegen den "älteren arabischen Polytheismus" gekämpft, aber die Experten sagen, dann wurde der Angriff gegen den Glauben an die Dreifaltigkeit immer deutlicher, der Vorwurf, die Christen würden an drei Götter glauben, wären also doch letztlich Polytheisten (vgl. Gerhard Lohfink, *Beten schenkt Heimat. Theologie und Praxis des christlichen Gebets*, Freiburg/Br. 2010, 30).

In der berühmten Sure 112 im Koran heißt es: "Sprich: Gott ist Einer, ein ewig-alleiner, er hat nicht gezeugt, und ihn zeugt keiner, und ihm gleich ist nicht einer" (Diese Sure steht übrigens als Spruchband im Felsendom in Jerusalem). Das scheint sich doch ausdrücklich gegen das christliche Bekenntnis zu richten, denn das christliche Credo sagt, dass Christus, der Sohn Gottes, "gezeugt, nicht geschaffen" ist. Wie radikal der Koran das versteht, sieht man an der Sure 4, 48, wo die Vielgötterei als unvergebbare Sünde bezeichnet wird. Dort heißt es: "Siehe Allah vergibt nicht, dass man ihm Götter beigesellt. Was darunter liegt, vergibt er, wem er [es vergeben] will. Wer Allah [andere Götter] beigesellt, der hat eine gewaltige Sünde ersonnen". Das heißt wohl, alle anderen Sünden können vergeben werden, aber diese, Allah andere Götter beizugesellen, kann nicht vergeben werden (vgl. Lohfink, a.a.O. 30-31).

Beten die Christen zu drei Göttern? Ist unser christliches Beten Götzendienst? Wir beten zum Vater im ‚Vater unser‘, dann beten wir wieder zu Jesus, etwa im Jesusgebet oder in einzelnen Gebeten der Liturgie, oder wir beten zum Heiligen Geist: "Veni creator spiritus" ("Komm, Schöpfer Geist"). Beten wir da immer zum selben Gott, zu *einem* Gott? Das ist eine vitale Frage. Können wir über unseren Glauben Rechenschaft ablegen? Können wir argumentieren, warum wir an den einen Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist glauben, ein Gott in drei Personen? Aber es genügt nicht, nur rationale Argumente zu haben, wir müssen noch besser auskunftsfähig über unseren Glauben werden. Die entscheidende Frage ist die existenzielle:

Wie beten wir? Beten wir zu drei Göttern? Oder beten wir zu dem einen Gott, wenn wir zum Vater, zum Sohn, zum Heiligen Geist beten? Wir müssen in die Schule Jesu gehen und fragen: Wie hast du gebetet, Herr? Zeige uns, wie ist dein Gebet? Wie ist das mit seinem Gebet, wenn Jesus der Sohn Gottes ist? Betet Gott zu Gott? Was heißt das, dass Jesus stundenlang in der Nacht gebetet hat? Die Jünger scheinen gerade durch die Erfahrung vom Gebet Jesu zum Geheimnis Jesu den tiefsten Zugang gefunden zu haben. Ja, gerade wenn sie Jesus beten sehen und betend erleben, erschließt sich ihnen das innerste Geheimnis Jesu.

Ich möchte hier sozusagen die Hand meines Lehrers Joseph Ratzingers/Benedikt XVI. ergreifen, der in einem besonders tiefgehenden und eindrucksvollen Beitrag aus den frühen 80er Jahren, schlicht "Christologische Orientierungspunkte" (in: Schauen auf den Durchbohrten, Einsiedeln 1984, 13-40) genannt, versucht hat, vom Beten Jesu auszugehen, um das innerste Geheimnis Jesu zu erspüren, genauso wie es den ersten Jüngern ergangen ist, wenn sie Jesus beten gesehen haben. Es geht darum, gewissermaßen den Ort zu erspüren, wo Jesus wohnt, wo er seine Mitte hat, wo sein Herz ist, seine Quelle. Diese Mitte ist das Wort "Abba", Vater, lieber Vater! Jesus ist, wenn er betet, beim Abba, beim Vater. Und so erleben es die Jünger. Sicher ist jeder, der betet, irgendwie auf Gott ausgerichtet. Aber wenn Jesus in seinem Gebet bei Gott ist, dann ist er das wie kein anderer. Was die Jünger da erahnen, hat bei ihnen die Sehnsucht erweckt, diesen Ort kennenzulernen: "Meister, wo wohnst du? – Kommt und seht" (Joh 1,38-39). Das bewegt mich immer wieder. Diese Begegnung der ersten beiden Jünger mit Jesus ist so etwas wie der Schlüssel: "Meister, wo wohnst du?" Nicht nur, wo ist deine Adresse, sondern: Wo bist du zu Hause, wo ist dein Lebensgeheimnis, deine Bleibe (*pou meneis*)? Es ist schlicht und einfach das Wort Abba. Jesus ist, wie Johannes im Prolog sagt, "beim Vater", oder noch ausdrücklicher am Schluss: "Im Schoß des Vaters" (Joh 1,1.18).

Zu dieser Klarheit sind die Jünger sicher nicht am Anfang gekommen, als sie frühmorgens aus Kafarnaum hinausgingen, Jesus suchten und ihn dann irgendwo in der Natur fanden, wie er in der Einsamkeit betete. Aber sie erlebten Jesus in einer einzigartigen Zwiesprache. Sie verstehen im Umgang mit ihm mehr und mehr, dass sein Wort und sein Tun, sein ganzes Wesen aus dieser Quelle kommt. Sie ahnen, dass Jesus nicht aus sich heraus spricht, nicht aus sich heraus handelt, sondern dass er aus dieser Zweisprache mit dem Vater heraus lebt. Joseph Ratzinger sagt dazu: "Denn darin ist das gesamte Evangelienzeugnis einhellig, dass Worte und Taten Jesu aus seinem innersten Zusammensein mit dem Vater hervorgingen" (a.a.O. 16-17). Das ist die Quelle. Als Jesus die Zwölf aus der ersten Schar seiner Jünger auswählt, da verbringt er, so heißt es bei Lukas, die ganze Nacht davor betend auf einem Berg. Dann wählt er sie. Dazu schreibt Joseph Ratzinger: "Die Berufung geht aus dem Gebet, aus den Reden des Sohnes mit Vater hervor. Die Kirche wird in dem Gebet geboren, in dem Jesus sich dem Vater zurückgibt und der Vater dem Sohn alles übergibt. In dieser tiefsten Kommunikation von Sohn und Vater verbirgt sich der wahre und immer neue Ursprung der Kirche, der zugleich ihr verlässliches Fundament ist" (vgl. Lk 6,12-17; a.a.O. 17). Jesus schöpft aus dieser ständigen inneren Verbundenheit mit dem Abba, dem Vater. Kardinal Ratzinger nennt ein zweites Beispiel, wo auch wiederum Lukas uns daran erinnert, dass Jesus im Gebet war. Es ist der Moment bei Cäsarea Philippi, wo Petrus Jesus als den Messias, den Christus bekennt. Bei Lukas heißt es: "Jesus betete einmal in der Einsamkeit, und die Jünger waren bei ihm. Da fragte er sie: Für wen halten mich die Leute?" Dann fragt er sie nach einer Weile: "Ihr aber, für wen haltet ihr mich?" Worauf Petrus ihn als den Messias bekennt (Lk 9,18-20). Wieder der Kommentar von Kardinal Ratzinger: "So macht der Evangelist [Lukas] deutlich, dass Petrus in dem Augenblick das Eigentliche der Person Jesu begriff und aussagte, in dem er ihn betend in seinem Einssein mit dem Vater erblickt hat. Wer Jesus ist, sieht man [...] dann, wenn man ihn in seinem Beten sieht". Wenn wir Christen Jesus als Messias und Sohn bekennen, ist das nicht eine Theorie, nicht eine Hypothese, sondern etwas, das sich im Gebet

erschließt. Noch einmal Kardinal Ratzinger: "Die gesamte Rede von Christus – die Christologie – [ist] nichts anderes, als die Auslegung seines Betens" (a.a.O. 18-19). Jesus eins mit dem Vater, das haben die Jünger erlebt, wenn sie ihn betend erlebt haben. So stammt das grundlegende christliche Bekenntnis, dass Er der Sohn ist, mehr noch aus der Erfahrung, als aus den Worten Jesu. "Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes", sagt Petrus. Jesus sagt: "nicht Fleisch und Blut haben dir das offenbart, sondern mein Vater im Himmel" (Mt 16,16-17). Das zu erkennen, ist nicht eine Sache der Theorie, sondern der Offenbarung, die über das Herz geht. Kardinal Ratzinger: "Die ganze Person Jesu ist in seinem Beten enthalten" (a.a.O. 19).

Wir können das an einzelnen Gebeten im Neuen Testament durchexerzieren und hinhören: Wie hat Jesus sein Gebet nach außen dringen lassen, wenn er es ausgesprochen hat? meistens betet er ja in der Stille, in der Nacht auf dem Berg, in der Einsamkeit. Da ist der "Jubelruf" Jesu nach der schweren Enttäuschung über den Unglauben an den Orten seines Wirkens, Chorazin, Betsaida und Kafarnaum (vgl. Mt 11,20-24). Trotzdem betet Jesu: "Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du all das den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber offenbart hast. Ja, Vater, so hat es dir gefallen. Mir ist von meinem Vater alles übergeben worden; niemand kennt den Sohn, nur der Vater, und niemand kennt den Vater, nur der Sohn und der, dem es der Sohn offenbaren will" (Mt 11,25-27).

Ja, Vater und Sohn sind unterschieden und doch so völlig eins, dass wir den Vater nicht ohne den Sohn und den Sohn nicht ohne den Vater verehren und anbeten können. Das ist die Antwort auf die Herausforderung des Islam: Wenn wir zu Christus beten, dann beten wir nicht zu einem anderen Gott. Dann ist das nicht jemand, "den wir Gott beigesellen", wie der Koran sagt. Das wäre ein Missverständnis des christlichen Gebets, zu dem die Christen vielleicht auch selber beigetragen haben. Wir beten vielmehr durch Jesus Christus zum Vater im Heiligen Geist. Wir beten nie zum Vater ohne den Sohn. Wir beten nie zum Heiligen Geist, ohne den Vater und den Sohn. Jesus wird nicht Gott beigesellt, wie der Koran dem Christentum vorwirft, Jesus ist eins mit dem Vater, "eines Wesens mit dem Vater". Vielleicht kommt das am stärksten in den wenigen Gebetsworten am Kreuz, die wir überliefert bekommen haben, zum Ausdruck. Gerade in dieser extremen Situation der Todesnot betet Jesus. Alle vier Evangelien stellen uns Jesus in seiner Passion als Betenden vor. Nach den Evangelien, sagt Kardinal Ratzinger "ist Jesus betend gestorben. Er hat seinen Tod zu einem Gebetsakt, zu einem Akt der Anbetung gemacht" (a.a.O. 21). Zuerst: "Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun" (Lk 23,34). "Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?", aus dem Psalm 22 (21),1 (Mk 15,34). Dann an den Vater vor dem großen Schrei, mit dem er stirbt: "Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist" (Lk 23,46). Jesus ist bis zum letzten Atemzug, bis er den Geist am Kreuz aushaucht, ganz Gebet. Sein Leben und sein Sterben sind ganz eins mit dem Vater.

IV.

Ist das nicht etwas entmutigend in der Schule Jesu? "Herr, lehre uns beten!" Wenn wir aber Jesus ansehen, wie er betet und sehen, dass sein ganzes Leben Gebet ist, dann bin ich versucht zu sagen: Das kann ich nicht lernen. Das schaffe ich nicht, es geht völlig über meine Fähigkeiten. Ich bete, an manchen Momenten des Tages. Aber wie sollen wir schwache Menschen, die wir kaum einen konsequenten Willensakt zusammenbringen, die wir kaum ein "Vater unser" konzentriert beten können, so völlig in das Gebet eintauchen wie Jesus, der nicht neben anderen Dingen betet, sondern dessen Wesen, dessen Leben Gebet ist. Sicher haben wir Menschen erlebt, die Felsen des Gebetes sind. Von Papst Johannes Paul II. war schon die Rede, von dem überwältigenden Eindruck, dass hier ein Felsen des Gebetes ist. Ein

anderes eindrucksvolles Beispiel ist Padre Pio (†1968). Trotzdem sagt ein so großer Beter wie Paulus: "Wir wissen nicht, worum wir in rechter Weise beten sollen" (Röm 8,26). Deshalb kommt er zu dem Schluss: Das kann nur Gott machen! Gott selber muss in uns beten, sonst wird nichts daraus. "Der Geist selber tritt ... für uns ein mit Seufzen, das wir nicht in Worte fassen können. Und Gott, der die Herzen erforscht, weiß, was die Absicht des Geistes ist: Er tritt so, wie Gott es will, für die Heiligen ein" (Röm 8,26-27; vgl. Lohfink, a.a.O. 25).

Wir sind noch unendlich weit entfernt von dem Gebet, das im Herzen Jesu lebt, von diesem völligen, ständigen, das ganze Leben erfassenden Austausch von Vater und Sohn. Wir sehen Jesus beten, wir wollen beten wie er und seufzen über unsere Unfähigkeit. Wir wissen nicht nur nicht wofür wir eigentlich beten sollen, sondern auch nicht, wie wir eigentlich beten sollen. Schmerzliches Seufzen unserer Unfähigkeit: Je mehr wir spüren, wie wenig wir an das Gebet Jesu, dieses vollständige in Gott Sein, dieses innergöttliche Gespräch, heranreichen, umso eher sind wir bereit, bei Jesus wirklich in die Schule zu gehen. Er ist ein anderer Lehrer als unsere Schulmeister, Professoren und Katecheten, denn er kann durch den Geist lehren, was wir nur erbitten können. Der Heilige Geist lehrt uns beten, ja er selbst betet in uns. Nicht du bist es, der betet. Das Gebet ist kein Werk des Menschengeistes. Je geringer unser Anteil ist, desto besser beten wir, sagt ein geistlicher Meister des 17. Jahrhunderts. Beten mit leeren Händen, so gehen wir in die "Betschule" Jesu. Er, der wirkliche Beter macht uns zu seinen Kindern, zu seinen Söhnen und Töchtern. Durch seinen Geist betet er selber in uns. Das ist das eigentliche Geheimnis des christlichen Betens.

Ich schließe mit einem Wort von Gerhard Lohfink, dem großen Exegeten: "Beten heißt letztlich einschwingen in das Gespräch zwischen dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist, nicht aus eigener Kraft und Fähigkeit, sondern ermächtigt durch die Kindschaft, die dem Christen in der Taufe geschenkt wird" (a.a.O. 28). In dieser Kraft dürfen wir es wagen, in der Schule Jesu Betende zu sein.

"Ich aber sage Euch ..." Die Bergpredigt als Lebensschule Jesu

Wortlaut der 4. Katechese 2012 von Kardinal Dr. Christoph Schönborn am 8. Jänner 2012 im Wiener Stephansdom.

Lasset uns beten! Komm Heiliger Geist, Geist der Wahrheit und der Liebe! Erleuchte unseren Verstand, stärke unseren Willen, wohne in unserem Gedächtnis, führe uns in alle Wahrheit, die da ist Christus, unser Herr. Amen.

Es war im Jahr 391, als ein damals schon weithin bekannter Rhetor, Augustinus (†430), in der Hafenstadt Hippo (Nordafrika) zu Besuch war. Bischof Valerius war alt, kränklich und wünschte sich einen Helfer, einen Priester, der ihm beisteht. Da er hörte, dass der berühmte Augustinus in der Kirche war, beschloss er kurzerhand, ihm die Hände aufzulegen. Das Volk war begeistert und drängte Augustinus nach vorne. Er hatte keine Chance, sich dieser Begeisterung zu entziehen. So war er plötzlich Priester und sollte dem kränklichen Bischof helfen, indem er den Predigtendienst übernahm. – Solche Priesterweihen haben wir heute nicht mehr. Es war in der alten Kirche durchaus nicht unüblich, dass jemand kurzerhand die Hände aufgelegt wurden, wenn die Leute sich ihn dringend als Priester gewünscht haben.

Augustinus merkte, dass er für seine neue Aufgabe zu wenig vorbereitet war und erbat von seinem Bischof dafür einige Monate Zeit. Er schreibt in einem Brief: "Seelisch bin ich noch kraftlos. Was ich brauche, sind die Arzneien der Heiligen Schrift. Diese muss ich notwendig studieren, bis jetzt hatte ich keine Zeit dazu. Ich weiß jetzt aus erster Hand, was ein Mann benötigt, der den Dienst des Sakramentes und des Wortes Gottes verwaltet. Darf ich nicht zu erlangen versuchen, was ich noch nicht besitze?" (Ep. 21,3, Zit. Nach F. van der Meer, Augustinus der Seelsorger. Leben und Wirken eines Kirchenvaters, Köln 1958, S. 27). Augustinus zieht sich also zurück und nutzt die Zeit, um intensiv die Heilige Schrift zu studieren. Das hieß damals, sie weitgehend auswendig zu lernen. Es war bis in die Neuzeit durchaus keine Seltenheit, dass man die Heilige Schrift weitgehend auswendig konnte, so wie es heute noch viele Menschen gibt, die den Koran auswendig können, schon Kinder, die ganz stolz vorgeführt werden. Das Christentum kannte diese Tradition ebenso wie das Judentum.

Dann trat Augustinus seinen Predigtendienst an und hielt seine erste Predigtreihe über die Bergpredigt. (Es gibt eine deutsche Übersetzung dieser Predigten: Aurelius Augustinus, Die Bergpredigt, Ausgewählt und Übertragen von Susanne Greiner, Christliche Meister 54, Freiburg/Br. 2006). Einleitend sagt er: "Diese Predigt hielt unser Herr Jesus Christus auf einem Berg, wie wir im Matthäusevangelium lesen. Wer sie ehrfürchtig und nüchtern liest, wird in ihr, so glaube ich, die vollkommene Weise des christlichen Lebens (*perfectum vitae christianae modum*) finden, hinsichtlich dem, was zu den besten Sitten gehört (*ad mores optimos pertinet*)" (I,1, eigene Übersetzung). Man lernt also in der Bergpredigt das vollkommene christliche Leben.

Augustinus glaubte offensichtlich, dass er seinen großteils sehr einfachen Pfarrkindern in dieser Hafenstadt die Bergpredigt auch zumuten konnte. "Für Augustinus und die frühe Kirche richtet sich die Bergpredigt an das ganze Volk und damit an alle Christen" (S. Greiner in: Die Bergpredigt, S. 12, Anm. 10). Ist das wirklich so? Ist die Bergpredigt *die* Charta des

christlichen Lebens und damit die Charta der Lebensschule Jesu? Zeigt sie den Weg, wie Jüngerschaft zu leben ist? Augustinus ist überzeugt, dass nirgendwo so deutlich das Fundament des christlichen Lebens gezeigt wird, wie in der Bergpredigt. Dass gerade hier die vollkommene Weise des christlichen Lebens vorliegt, schließt Augustinus aus den Worten Jesu, mit denen die Bergpredigt schließt: "Wer diese meine Worte hört und danach handelt, ist wie ein kluger Mann, der sein Haus auf Fels baute. Als nun ein Wolkenbruch kam und die Wassermassen heranfluteten, als die Stürme tobten und an dem Haus rüttelten, da stürzte es nicht ein; denn es war auf Fels gebaut" (Mt 7,24-25). Jesus sagt ganz präzise: *diese meine Worte!* Für Augustinus liegt in den Worten der Bergpredigt und in ihrer Befolgung der Felsengrund, auf den das Haus des christlichen Lebens solid gebaut werden kann. Er sagt in der ersten Predigt: "Diese auf dem Berg gesprochenen Worte sollen das Leben aller Menschen, die sie befolgen wollen, so vollkommen prägen, dass sie zurecht mit einem, der auf Fels baut, verglichen werden können" (I,1). Die Bergpredigt ist also die Charta des christlichen Lebens.

Kann man an der Befolgung der Bergpredigt gewissermaßen messen, wie weit man in der Jüngerschaftsschule Jesu gekommen ist? Ich komme hier noch einmal auf die Frage zurück, die ich in der zweiten Katechese gestellt habe: Ist die Bergpredigt *die* Charta des christlichen Lebens oder ist sie der Ausdruck einer besonders radikalen Form? Ist die Bergpredigt Jesu eine Sondermoral für Elitechristen oder spricht sie alle Christen an, vielleicht sogar alle Menschen?

I. An wen richtet sich die Bergpredigt?

Ich setze eine ungefähre Kenntnis der Bergpredigt voraus. Sie umfasst drei Kapitel im Matthäusevangelium (5-7), beginnend mit den Seligpreisungen, dann folgen die sogenannten Antinomien – "den Alten ist gesagt worden, ich aber sage euch" –, danach Belehrungen über das Beten, Fasten und Almosengeben, das wir im Verborgenen tun sollen, damit es nur unser Vater im Himmel sieht und schließlich die großen Hinweise auf das Vertrauen in die Vorsehung Gottes: "Macht euch keine Sorgen"!

An wen richtet sich also die Bergpredigt? Am Beginn heißt es: "Als Jesus die Volksscharen sah, stieg er auf einen Berg und als er sich gesetzt hatte, traten seine Jünger zu ihm und er öffnete seinen Mund und lehrte sie" (Mt 5,1-2 wörtl.). Haben die Tausenden Menschen ihn nicht gehört, hat er nicht zu ihnen gesprochen? Jesus sieht die vielen Menschen, richtet sein Wort aber an die Jünger. Ist die Bergpredigt Jüngerbelehrung oder Volksbelehrung?

Ein anderer großer Prediger der frühen Kirche, der heilige Johannes Chrysostomos (†407), schreibt in seinen Predigten zum Matthäusevangelium zu dieser Stelle: "Seine Jünger traten zu ihm und er lehrte sie. Auf die Weise werden auch die übrigen weit mehr zur Aufmerksamkeit angeregt, als wenn er seine Rede auf alle ausgedehnt hätte" (Ds hl. Johannes Chrysostomos Homelien über das Evangelium des hl. Matthäus. Bd. I. Üs. Max Herzog von Sachsen, Regensburg 1910, S. 214). Vielleicht war es für Chrysostomos ein rhetorischer Trick, er redet zu einigen, unmittelbar um ihn, die anderen werden neugierig und hören umso genauer hin, was er diesen da sagt.

Papst Benedikt vertieft das in seinem Buch "Jesus von Nazareth": "Jesus setzt sich – Ausdruck der Vollmacht des Lehrenden. Er nimmt auf der ‚Kathedra‘ [dem Lehrstuhl] des Berges Platz." Jesus sitzt auf der Kathedra als Lehrer Israels und als Lehrer der Menschen überhaupt. "Denn", sagt der Papst, "mit dem Wort ‚Jünger‘ grenzt Matthäus den Kreis der Adressaten dieser Rede nicht ein, sondern weitet ihn aus. Jeder, der hört und das Wort

annimmt, kann ein ‚Jünger‘ werden. Auf das Hören und Nachfolgen kommt es in Zukunft an, nicht auf die Abstammung. Jüngerschaft ist jedem möglich, Berufung für alle: So bildet sich vom Hören her ein umfassenderes Israel – ein erneuertes Israel, das das alte nicht ausschließt oder aufhebt, aber überschreitet ins Universale hinein" (Bd. 1, Freiburg/Br. 2007, S. 95). Alle können Hörer der Bergpredigt werden, und alle können deshalb Jünger werden. "Beides gilt: Die Bergpredigt ist in die Weite der Welt, Gegenwart und Zukunft hinein gerichtet, aber sie verlangt doch Jüngerschaft und kann nur in der Nachfolge Jesu im Mitgehen mit ihm verstanden und gelebt werden" (a.a.O. S. 98).

Die Bergpredigt richtet sich an alle Menschen aller Zeiten, aber unter der Voraussetzung der Jüngerschaft. Ich erinnere noch einmal kurz an die großen Themen der Bergpredigt: Sie beginnt mit den acht Seligpreisungen, der unerschöpflichen Charta der Jüngerschaft. Dann folgen zwei Bildworte, mit denen Jesus die Mission der Jünger beleuchtet: "Ihr seid das Salz der Erde..." "Ihr seid das Licht der Welt..." (vgl. Mt 5,13-14). Salz und Licht spricht eher eine Minderheitssituation an. Salz ist ja normalerweise nur in Prisen in der Speise, es ist nicht die Speise selbst. Licht erleuchtet den Raum, aber es ist nicht der ganze Raum. Hier ist also ein Kontrast zwischen "Euch" und "der Erde", "der Welt", zwischen den Jüngern und der Welt. Diese Spannung besteht auch in den sogenannten "Antinomien" der Tora: "Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht töten... Ich aber sage euch: Jeder, der seinem Bruder auch nur zürnt, soll dem Gericht verfallen sein ..." Ihr habt gehört, dass gesagt worden ist: Du sollst nicht die Ehe brechen. Ich aber sage euch: Wer eine Frau auch nur lüstern ansieht, hat in seinem Herzen schon Ehebruch mit ihr begangen ..." (Mt 5,21-22.27-28).

An wen richten sich diese Antinomien, diese Radikalisierungen der Gebote? Kommt darin eine Elitemoral gegenüber der allgemeinen Norm zum Ausdruck, ein Ideal, das so hoch ist, dass man eher entmutigt ist? An wen richtet sich Jesus, wenn er am Anfang des 6. Kapitels sagt: "Achtet darauf, dass ihr eure Gerechtigkeit nicht vor den Menschen übt, um von ihnen gesehen zu werden"(Mt 6,1)? Das Almosengeben, das Beten und Fasten, also die klassischen Frömmigkeitsformen auch im Judentum, sollen im Verborgenen gelebt werden, nicht als Show, nicht um von allen gesehen zu werden, sondern nur vor dem himmlischen Vater, der sie auch belohnen wird. Dann folgen die Hinweise auf den himmlischen Vater, dem wir vertrauen sollen: Macht euch keine Sorgen, schaut auf die Lilien des Feldes, die Vögel des Himmels, sie säen nicht, sie ernten nicht, und doch ernährt sie euer himmlischer Vater (Mt 6,25-26). Deshalb sollen wir vertrauensvoll bitten, sollen uns seinem Willen überlassen. Das ist der Weg, den Jesus in der Bergpredigt weist. Ganz am Schluss noch einmal: "Wer *diese meine* Worte hört, befolgt, der hat auf Fels gebaut".

II. Die Tora des Messias

Die Bergpredigt sind die Worte Jesu. Es ist nicht irgendein Diskussionsbeitrag zur Ethikdebatte, sondern Jesu ausdrückliches Wort: "Als Jesus diese Worte beendet hatte, waren die Volksscharen ganz betroffen von seiner Lehre, denn er lehrte sie wie einer, der Vollmacht hat und nicht wie ihre Schriftgelehrten (Mt 7,28-29). , Seine Worte sind nicht vergleichbar mit Schul- oder Theologendiskussionen, sondern nur mit dem Wort Gottes selbst. So wie Gott am Sinai zu Mose gesprochen hat, so spricht jetzt Jesus zu den Jüngern. Man nennt die Bergpredigt deshalb die Tora des Messias: die Tora des Mose auf dem Berg Sinai, die Tora des Messias, des Christus auf dem Berg der Seligpreisungen. Im Weihnachtsevangelium, am Ende des Johannesprologs heißt es: "Das Gesetz wurde durch Mose gegeben worden, die Gnade und die Wahrheit kamen durch Jesus Christus" (Joh 1,17). Der Bezug zwischen den beiden Bergen ist oft gezeigt worden: der Berg Sinai, auf dem Mose das Wort Gottes, die

Tora, empfangen hat und der Berg der Seligpreisungen, wo Christus Jesus die Tora des Messias gegeben hat. Am Sinai spricht Gott zu Mose "von Angesicht zu Angesicht", wie es im Buch Deuteronomium heißt (Dtn 34,10), wie sonst noch nie mit einem Menschen, "wie der Freund mit dem Freund", so heißt es auch schon im Exodus (Ex 33,11; vgl. Joseph Ratzinger/Benedikt XVI, Jesus von Nazareth 1, S. 28). Mose empfängt unmittelbar von Gott die Weisung, die Tora. "Nur von dort her konnte das Gesetz kommen, das Israel den Weg durch die Geschichte weisen sollte" (a.a.O. S. 29). Mose verkündet die Verheißung am Ende seines Lebens: "Einen Propheten wie mich wird der Herr, dein Gott, aus deiner Mitte, unter deinen Brüdern erstehen lassen, auf ihn sollt ihr hören" (Dtn 18,15).

Dieser verheißene Prophet ist Jesus. "In Jesus", sagt Papst Benedikt, "ist die Verheißung des Propheten erfüllt. Bei ihm ist nun vollends verwirklicht, was von Mose nur gebrochen galt: Er lebt vor dem Angesicht Gottes, nicht nur als Freund, sondern als Sohn; er lebt in innigster Einheit mit dem Vater" (a.a.O. S. 31). Die Lehre Jesu, die Bergpredigt, kommt nicht aus menschlichem Studium, sondern aus der unmittelbaren Berührung Jesu mit dem Vater, gewissermaßen aus dem Dialog von Gesicht zu Gesicht, aus dem Sehen dessen, der an der Brust des Vaters ruht (vgl. Joh 1,18). Das Wort Jesu ist als Sohneswort wirklich Gottes Wort. Wären die Worte der Bergpredigt einfach ein Diskussionsbeitrag zur Ethikdebatte des Judentums damals oder heute, dann wäre der Anspruch, unter dem sie stehen, völlig überzogen. Kein Ethiker, kein Philosoph dürfte mit einem solchen Anspruch auftreten: "Ich aber sage euch!"

Spätestens hier muss ich auf eine Debatte eingehen, die mich selber sehr bewegt hat und die Joseph Ratzinger bewogen hat, sein Buch über Jesus zu schreiben. Ein amerikanischer Rabbiner, ein großer jüdischer Gelehrter, Jacob Neusner, der die unglaubliche Leistung von mehreren hundert Büchern hervorgebracht hat, hat das spannende und hochinteressante Buch geschrieben: "Ein Rabbi spricht mit Jesus" (2. Auflage, Freiburg/Br. 2007; orig.: "A Rabbi Talks with Jesus. An Intermillennial Interfaith Exchange", New York, 1993). Er bat Joseph Ratzinger dieses Buch zu lesen und einen Kommentar zu geben. Kardinal Ratzinger sagte, das ist "das bei weitem wichtigste Buch für den jüdisch-christlichen Dialog seit langem". Eigentlich, sagt er, hat ihn dieses Buch angeregt, sein Jesus-Buch zu schreiben. Rabbi Neusner erklärt in seinem Buch, "warum ich mich dem Kreis der Jünger Jesu nicht angeschlossen hätte, wenn ich im ersten Jahrhundert im Land Israel gelebt hätte". Und er sagt: "Ich hätte meine Ansicht, hoffentlich höflich, auf jeden Fall mit Argumenten und Fakten vernünftig begründet, dargelegt, wenn ich seine Bergpredigt gehört hätte, wäre ich ihm aus guten und wichtigen Gründen nicht nachgefolgt" (S. 7).

Warum wäre er damals nicht Jünger Jesu geworden, ist es auch heute nicht geworden und hat doch vor Jesus eine ganz große Hochachtung? Das ist das Besondere, Spannende und Bewegende an diesem Buch. Papst Benedikt XVI. hat darauf zu antworten versucht, ebenso mit Argumenten und Fakten vernünftig begründet. Daraus ist ein großes Gespräch geworden, das weit über die gegenseitigen Höflichkeiten so manches ökumenischen Dialogs hinausgeht. Hier geht es um den ganzen Ernst der Frage, die Neusner ganz entschieden und klar stellt, ob die Tora des Mose wirklich einer Reform bedurfte. Jesus, so sagt Neusner, "erhob den Anspruch zu reformieren und zu verbessern: ‚Ihr habt gehört, dass ... gesagt worden ist: ... Ich aber sage euch...‘ Wir behaupten, – und darüber streite ich auch –, dass die Tora vollkommen war und ist und nicht verbessert werden kann und dass die jüdische Religion ... in Vergangenheit und Gegenwart Gottes Wille für die Menschheit war und ist. Auf dieser Grundlage will ich aus jüdischer Sicht einigen wichtigen Lehren Jesu widersprechen" (a.a.O., S. 8).

Rabbi Neusner redet nicht einfach "ex auctoritate", weil das in der Bibel so geschrieben steht, sondern er argumentiert. Er argumentiert auch, dass die Wege der Bergpredigt Jesu in ihren sozialen und praktischen Konsequenzen problematisch sind. Genau diese Herausforderung hat Papst Benedikt herausgegriffen: Ist die Bergpredigt wirklich lebbar? Ist sie nicht ein unlebbares Ideal, das wegen seiner Höhe mehr entmutigt, als ermutigt? Fördert es nicht gerade wegen seiner Höhe jene Heuchelei, die Jesus den Pharisäern und Schriftgelehrten so oft vorgeworfen hat und die ja auch unter Christen durchaus ihre Blüten treibt? Rabbi Neusner hat sich ehrlich und klar entschieden, dass er dem Rabbi Jesus von Nazaret nicht nachfolgt und nicht sein Jünger wird.

Eine der eindrucksvollsten Szenen im Buch macht das deutlich. Rabbi Neusner mischt sich unter die Hörer Jesu. – In der biblischen Sicht sind wir ja Zeitgenossen und können sozusagen in der Gleichzeitigkeit der biblischen Ereignisse dabei sein. – Er nimmt die Gelegenheit wahr, den Rabbi Jesus selber anzusprechen, ihn ins Gespräch zu verwickeln, ihm Fragen zu stellen. Er begegnet dabei dem reichen Jüngling, sehr schön hinein verwoben, er hört und erlebt das Gespräch Jesu mit dem reichen Jüngling. Am Abend dieses Tages verabschiedet er sich von Jesus: "Als Freunde gehen wir auseinander, ohne Wenn und Aber als Freunde" (a.a.O., S. 112). Das ist das Große an diesem Buch, das hält er aufrecht: in Verehrung und Freundschaft, und doch in einem klaren Nein. Rabbi Neusner zieht sich dann zurück, ich stelle mir vor ins Städtchen Chorazin, um alleine zu sein, um über das Gehörte nachzudenken im Gebet, im Torastudium, um die jüdische Gemeinde zu treffen und mit dem dortigen Rabbiner das Ganze zu besprechen. In dieser schön erdachten Szene fragt der Rabbiner, was er denn gelehrt hat, der Rabbi Jesus. Stimmt das überein mit dem, was die Rabbiner lehren? Rabbi Neusner schreibt weiter: "Ich: ‚Nicht genau, aber ungefähr‘. Er: ‚Hat er etwas weggelassen?‘ Ich: ‚Nichts‘. Er: ‚Was hat er dann hinzugefügt?‘ Ich: ‚Sich selbst‘ " (S. 114). Joseph Ratzinger schreibt dazu: "Dies ist der zentrale Punkt des Erschreckens vor Jesu Botschaft für den gläubigen Juden Neusner, und dies ist der zentrale Grund, warum er Jesus nicht folgen will, sondern beim ‚ewigen Israel‘ bleibt: Die Zentralität des *Ich* Jesu in seiner Botschaft, die allem eine neue Richtung gibt. Neusner zitiert an dieser Stelle als Beleg für diese ‚Hinzufügung‘ das Wort Jesu an den reichen jungen Mann: ‚Wenn du vollkommen sein willst, geh, verkauf deinen Besitz, komm und folge mir‘ (vgl. Mt 19,20). Die Vollkommenheit, das von der Tora verlangte Heiligsein, wie Gott heilig ist (Lev 19,2; 11,44), besteht jetzt darin, Jesus nachzufolgen" (Jesus von Nazareth S. 136f). Das ist der Punkt, wo Rabbi Neusner klar sagt, er werde Jesus nicht nachfolgen, ohne seinen Respekt vor ihm aufzugeben. Ja, sie gehen als Freunde auseinander.

III. Jesus ist selber die Tora

Zwi Werblowski, Professor der Hebräischen Universität in Jerusalem, hat vor vielen Jahren in Fribourg an der Universität einen Vortrag gehalten und das jüdisch-christliche Verhältnis auf eine Kurzformel gebracht: "Was für uns die Tora ist, ist für Euch Christus!" Ja, für uns Christen ist Jesus Christus die Verkörperung des Willens Gottes, die lebendige Norm. Er ist das Gesetz Gottes in Person und auch die Bergpredigt in Person. Er spricht von sich in der Bergpredigt, macht sie gewissermaßen an sich selbst anschaulich. Für das, was gemeint ist, kann man an ihm Maß nehmen. Aber bleibt dann nicht doch wieder die Gefahr, dass ein unlebbar hohes Ideal entsteht, das im Alltag nicht durchgehalten werden kann? Oder liegt die Bergpredigt auf einer anderen Ebene, als das praktische Alltagsleben?

Die Seligpreisungen können nicht zum Staatsgrundgesetz werden. Die Seligpreisung der Armen kann nicht die Basis für die Sozialgesetzgebung sein. Stellen Sie sich vor, unser Finanzminister könnte sagen: Selig die Armen! "Widersteht nicht dem Bösen", sagt Jesus in

der Bergpredigt. Der Verzicht auf Widerstand gegen das Böse, das uns getan wird, kann nicht die Grundlage des Strafgesetzbuches sein. Aber andererseits müssen wir auch sagen, es wäre völlig einseitig zu behaupten, die Sozialgesetzgebung würde genügen, um ein soziales Klima in unserem Land zu haben, um solidarisch und mitmenschlich zu sein. Ebenso wäre es zu kurz gegriffen, alle Lösungen zwischenmenschlicher Konflikte auf das Strafgesetzbuch zu reduzieren. Da braucht es auch anderes. Dieses "Mehr" als das Verbotene oder Gebotene ist genau das Thema der Bergpredigt.

Ich möchte das im Schlussteil an drei ausgewählten Beispielen verdeutlichen. Natürlich können wir nicht die ganze Bergpredigt behandeln, da bräuchten wir eine ganze Katechesenreihe dazu. Ich möchte ganz kurz auf die Seligpreisungen selber blicken, dann ein Wort zum Thema Feindesliebe, – ein Schlüssel der Bergpredigt –, und drittens ein Wort zum Gedanken des Vertrauens in die Vorsehung: Macht euch keine Sorgen!

Zu den Seligpreisungen darf ich ermutigen, im Jesus-Buch des Heiligen Vaters das großartige Kapitel über die Seligpreisungen zu lesen (a.a.O. S. 100-130). Das ist eines der Meisterstücke der Schriftauslegung. Die acht Seligpreisungen der Bergpredigt sind Verheißungen in eine bedrängte Situation hinein. Wir kennen alle bedrängte Situationen. Die Seligpreisungen der Bergpredigt sehen sie nicht sozusagen aus der Perspektive der Bedrängnis, sondern aus der Perspektive des Vaters, von Gott her. Alle acht Formulierungen sind Verheißungen in der Form des sogenannten *passivum divinum*, der göttlichen Passivform. Aus Ehrfurcht vor dem Gottesnamen werden die Zusagen passiv formuliert: "Selig die Trauernden, sie werden getröstet werden. Selig die keine Gewalt anwenden, denn sie werden das Land erben" (Mt 5,4-5) etc. Damit soll in diskreter jüdischer Weise ausgedrückt werden: Gott wird sie trösten, Gott wird ihnen das Land geben, Gott wird sie zu seinen Söhnen machen. Papst Benedikt sagt dazu: "Wenn der Mensch anfängt, von Gott her zu sehen und zu leben, wenn er in der Weggemeinschaft mit Jesus steht, dann lebt er von neuen Maßstäben her, und dann wird etwas ... vom Kommenden schon jetzt präsent. Von Jesus her kommt Freude in die Drangsal" (a.a.O. S. 101). Das ist der Kern der Seligpreisungen, christliche Erfahrung von Anfang an: Mitten in der Bedrängnis eine unbeschreibliche Freude (vgl. 2 Kor 6,8-10; 4,8-10, 1 Kor 4,9-13), nicht erst im Himmel – dort vollkommen – aber jetzt schon, sodass Paulus mitten in seinen Bedrängnissen wirklich Zeuge der Freude sein kann. Die Seligpreisungen drücken aus, was Jüngerschaft bedeutet. Die unverkennbare Marke der Jüngerschaft ist die Freude: "Selig die Armen im Geist, selig die Friedensstifter, selig die Trauernden, selig die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit". Diese Freude ist ein Grundzug der Jüngerschaft. Papst Benedikt weist darauf hin, dass diese acht Seligpreisungen in der Person Jesu selber schon verwirklicht sind, und man sie an ihm am deutlichsten ablesen kann: Sie sind eine "verhüllte innere Biographie Jesu". Wer ist der wahrhaft Sanftmütige? Wer ist der wahrhaft Arme? Der, der für uns arm geworden ist, um uns mit seinem Leben reich zu machen. Wer ist der, der das reine Herz hat, dass Gott schaut? "Wer den Matthäus-Text aufmerksam liest, wird inne, dass die Seligpreisungen wie eine verhüllte innere Biographie Jesu, wie ein Porträt seiner Gestalt dastehen. Er, der keinen Ort hat, wo er sein Haupt hinlegen kann (Mt 8,20), ist der wahrhaft Arme; er, der von sich sagen kann: Kommt zu mir, denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen (Mt 11,29), ist der wahrhaft Sanftmütige; er ist es, der reinen Herzens ist und daher Gott immerfort schaut. Er ist der Friedensstifter, er ist der um Gottes willen Leidende: In den Seligpreisungen erscheint das Geheimnis Christi selbst, und sie rufen uns in die Gemeinschaft mit Christus hinein. Aber eben wegen ihres verborgenen christologischen Charakters sind die Seligpreisungen auch Wegweisung für die Kirche, die in ihnen ihr Maßbild erkennen muss – Wegweisungen für die Nachfolge, die jeden Einzelnen berühren, wenn auch – gemäß der Vielfalt der Berufungen – in je verschiedener Weise" (a.a.O., S. 104).

Das zweite Beispiel ist die Feindesliebe. Man sagt ja, das Thema ist gewissermaßen der Lackmusestest des christlichen Lebens und wohl das Schwierigste in der Bergpredigt: "Ihr habt gehört, dass gesagt worden ist, du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch, liebt eure Feinde, betet für die, die euch verfolgen, damit ihr Söhne eures Vaters im Himmel werdet" (Mt 5,43-45). Feindesliebe gehört zweifellos zum Schwierigsten in der ganzen Verkündigung Jesu. Eines ist klar: Dieses Gebot der Feindesliebe kann nicht der Ersatz für das Strafgesetzbuch sein. Wenn jeder, der den Nächsten etwas antut, nur darauf hingewiesen wird, "du hast die Liebe deines Opfers verdient", ist das sicher zu wenig. Es kann sich hier nicht um ein weltliches Gesetz handeln. Ist es ein Gebot oder ist es ein Rat? Über diese Frage hat man Jahrhunderte lang diskutiert. Ist die Bergpredigt überhaupt Gebot oder Rat? Empfiehlt uns Jesus oder gebietet er uns? Mir hilft hier eine traditionelle Unterscheidung, die der heilige Thomas von Aquin klar formuliert hat: "Liebt eure Feinde" ist nicht nur ein Rat, sondern ein Herzensgebot Jesu. Aber der heilige Thomas sagt ganz klar: Meint Feindesliebe, sympathische Gefühle für den Feind zu haben? Das kann es ja nicht sein. Thomas sagt ausdrücklich: Feindesliebe wäre pervers und der Liebe zuwider, wenn wir die Feinde insofern lieben müssen, als sie Feinde sind. Das kann es nicht sein. Insofern sie aber Menschen sind, muss ihnen unsere Nächstenliebe gelten. Müssen wir ihnen deshalb auch Zeichen der Zuneigung widmen? Oft wird die Feindesliebe mit einem Gefühl verwechselt, das ich dem Feind entgegenbringe. Das ist nicht gemeint. Es wäre widernatürlich, wenn ich Gefühle der Sympathie für den Feind haben müsste. Aber ich muss die Bereitschaft haben – und das ist Gebot –, den Feind als Menschen zu achten. Schon im Buch der Sprichwörter im Alten Testament heißt es: "Hat dein Feind Hunger, gib ihm zu essen, hat er Durst, gib ihm zu trinken" (Spr 25,21; vgl. Thomas von Aquin, Summa Theologiae II-II, 25,9c). Das Wort Jesu, mit dem er seine Weisung über die Feindesliebe beschließt, weist freilich noch darüber hinaus: "Seid vollkommen, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist" (Mt 5,48). Es geht also in der Bergpredigt um mehr als das Notwendige, um dieses "Mehr", das Christus selber geleistet und erbracht hat, indem er sich für uns hingegeben hat "als wir noch Feinde waren", so sagt es der Apostel Paulus (Röm 5,10).

Ein drittes und letztes Beispiel betrifft die Vorsehung: "Darum sage ich euch: Sorgt euch nicht um euer Leben, was ihr essen werdet, noch um euren Leib, was ihr anziehen werdet... Schaut auf die Vögel des Himmels, die Lilien des Feldes... euer himmlischer Vater ernährt sie... Sorgt euch also nicht um den morgigen Tag, denn der morgige Tag wird für sich selber sorgen... " (Mt 6,25-26.34). Noch einmal: das ist keine Charta für die Sozialgesetzgebung. Wir werden auch nicht, wie Jakobus (als schlechtes Beispiel) schreibt, zu den Notleidenden sagen: "Geh dich wärmen und hol dir was zu essen", ohne ihm dabei zu helfen (Jak 2,16). Das ist keine Anleitung für die Budgetgestaltung, weder die des Staates noch die persönliche. Es ist kein Freibrief für Untätigkeit und Fahrlässigkeit, sondern die Erfahrung der Jüngerschaftsschule am Weg mit Jesus. Es geht um ein Hineinwachsen in eine Vertrauensbeziehung zum Vater: "Euer himmlischer Vater weiß, dass ihr das alles braucht". Die Bergpredigt als Lebensschule Jesu, deren Modell und Meister er selber ist. Er hat in diesem Vertrauen gelebt.

Schaffe ich das? Ist das nicht alles eine Überforderung? So beten wie Jesus? Schaffe ich überhaupt das Beten? Jetzt noch viel mehr: Gelingt mir ein Leben nach der Bergpredigt? Totale Überforderung. Jesus als Vorbild – ja! Aber ist das ein erreichbares Vorbild? Die Antwort des Heiligen Paulus, die wir in der letzten Katechese erhielten, war ernüchternd, aber auch ermutigend. Er sagt uns: "Eigentlich wissen wir nicht, wie wir beten sollen, aber der Heilige Geist tritt für uns ein" (Röm 8,26). In unserer Schwachheit betet er für uns, in uns, mit uns. Ist es nicht mit der Bergpredigt ähnlich? Wenn wir sie einfach als verschärftes Gesetz lesen, sind wir von vornherein mutlos. Aus eigener Willenskraft stemmen wir das nicht. Aber

die Bergpredigt ist kein Moralkodex besonders rigoroser Art, sondern sie ist, – wie der heilige Thomas so schön sagt –, "das neue Gesetz des Evangeliums", die *lex nova evangelii*.

Schon die Zehn Gebote trägt jeder Mensch in seinem Herzen, in seinem Gewissen. Mehr als auf Tafeln geschrieben, sind sie in unser Herz, in unser Gewissen geschrieben (vgl. KKK 580). Die Bergpredigt, sagt der heilige Thomas, wird durch den Heiligen Geist in unser Herz geschrieben. Sie wird zu einem inneren Lebensgesetz, zu einem Gesetz, das uns von innen her bewegt. Jesus selbst legt sie uns ins Herz, und je mehr wir mit ihm den Weg gehen, desto mehr wird er durch seinen Heiligen Geist in uns seine Lebensform ausprägen, desto mehr wird er selber das Gesetz des neuen Lebens in uns. Nur so bekommt das christliche Leben Überzeugungskraft. Jesus hat nicht nur die Bergpredigt gelehrt, er hat sie gelebt und er hat sie durch seinen Geist in die Herzen seiner Jüngerinnen und Jünger eingeschrieben.

"Ich bin gekommen, um die Sünder zu rufen" - Die Lebensschule Jesu... nur für Gerechte?"

Wortlaut der 5. Katechese von Kardinal Dr. Christoph Schönborn am am 19. Februar 2012 im Stephansdom in Wien.

Lasset uns beten! Herr Jesus Christus, du hast gesagt "Ich bin gekommen nicht um Gerechte zu berufen, sondern Sünder. Du hast gesagt, dass im Himmel mehr Freude besteht über einen Sünder, der umkehrt, als über 99 Gerechte, die der Umkehr nicht bedürfen. Lass uns erkennen, wie groß Dein Erbarmen ist, wie tief Deine Liebe, wie sehr Dein Verlangen nach unserem Heil ist. Maria, Du Sitz der Weisheit! Bitte für uns! Amen.

Als Jesus den Zöllner Matthäus, auch Levi genannt, in seine Nachfolge berief und mit dessen Freunden, Berufskollegen ein freudiges Festmahl hielt, gab es heftige Proteste von Seiten der Pharisäer: "Wie kann euer Meister zusammen mit Zöllnern und Sündern essen?" – so fragen sie die Jünger Jesu. "Er hörte es und sagte: Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken. Darum lernt, was es heißt: Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer. Denn ich bin gekommen, um die Sünder zu rufen, nicht die Gerechten" (Mt 9, 9-13).

Heißt das: nur Sünder sind für die Nachfolge Jesu geeignet? Ist für die Nachfolge Jesu, für seine Lebensschule nur geeignet, wer ein Sünder ist, oder sich als solcher erkennt und bekennt? Haben die Gerechten in der Nachfolge Jesu gar keinen Platz? Jesus hat zur *Umkehr* gerufen. Wen? Die Sünder! Denn diese bedürfen der Umkehr. Die Sünder sind auf dem falschen Weg, auf Irr- und Abwegen. Sie müssen umkehren, wenn sie nicht ins Verderben laufen wollen. Das leuchtet ein. Der Ruf Jesu zur Umkehr ist drängend. "Bitte wenden", meldet das GPS, wenn wir in die falsche Richtung fahren. Unermüdlich weist Jesus auf die Notwendigkeit der Umkehr hin, noch ist Zeit dazu. Nicht mehr lange, bald schon stehst du vor dem Richter. Versöhne dich schnell noch auf dem Weg mit deinem Gegner (vgl. Mt 5, 25f; Lk 12, 58f). "Jeden Augenblick kann der Ruf erschallen: der Bräutigam kommt; dann zieht der Hochzeitszug mit den Fackeln in den Festsaal, und die Tür wird verschlossen, unwiderruflich. Sorge dafür, dass du Öl für die Fackel hast (Mt 25,1-12)... Mit einem anderen Wort: "Kehre um, solange es noch Zeit ist" (Joachim Jeremias, Neutestamentliche Theologie, 1. Teil, Gütersloh ²1973, S. 151).

Wer muss umkehren? Meint es Jesus ironisch, wenn er von denen spricht, "die der Umkehr nicht bedürfen"? Im Gleichnis von dem verlorenen Schaf sagt er: "Ebenso wird auch im Himmel mehr Freude herrschen über einen einzigen Sünder, der umkehrt, als über neunundneunzig Gerechte, die es nicht nötig haben, umzukehren" (Lk 15, 7). Meint hier Jesus die eingebildeten Gerechten? Oder meint er das ohne Ironie?

Ich finde unterschiedliche Deutungen von zwei Exegeten, die ich sehr schätze. Joachim Jeremias (1900-1979), der protestantische Exeget und überragende Kenner der jüdischen Umwelt Jesu, meint dazu: "Umkehr ist nötig nicht nur für die sogenannten Sünder, sondern ebenso, ja noch mehr für die, die nach dem Urteil der Umwelt ‚der Buße nicht bedürfen‘ (Lk 15,7), für die Anständigen und Frommen, die keine groben Sünden begangen hatten; für sie

ist die Umkehr am dringlichsten" (a.a.O.). Ganz anders ein anderer evangelischer Exeget, den ich gerne lese: Adolf Schlatter (1852-1938) ist überzeugt, dass Jesus nicht ironisch von Gerechten spricht, wenn er sie gegenüber den Sündern nennt: "Wir kommen nicht zum Verständnis dessen, was Jesus tat, wenn wir den Begriff ‚gerecht‘ entleeren, sodass er nicht mehr den vollen Ernst der sittlichen Zustimmung besitzt. Wird er in eine Ironie verwandelt, so verliert auch die Verurteilung der Sünder, die Jesus den Gerechten gegenüberstellt, ihren Ernst. Die Kranken, von denen er redete, waren nach seiner Meinung ernsthaft krank; ebenso gewiss waren die Gesunden gesund. Jesus gestand den Gerechten zu, dass sie wirklich Gott gehorchten und das taten, was er befahl... Wer dieses Urteil verflüchtigt, verfällt beim anderen Glied des Gegensatzes einer Idealisierung der Sünde, die Jesu Meinung verfälscht" (A. Schlatter, Die Geschichte des Christus, Stuttgart 1921, S. 190; zit. Nach ThWNT, Bd. 1, 333).

Jesus hat sich über echte Gerechte gefreut, ob das Nathanael war, den Jesus "einen Mann ohne Falschheit" nennt (Joh 1,48), oder jener heidnische römische Hauptmann, von dem Jesus bewundernd sagt: "Einen solchen Glauben habe ich in Israel noch bei niemand gefunden" (Mt 8,10). Jesus hat Sünden nicht nur beim Namen genannt, sondern sogar über sie geweint (vgl. Lk 19,41). Eben weil die Sünde die tiefste Not des Menschen ist, wollte Jesus die Sünder zur Umkehr führen und zur wahren Gerechtigkeit bekehren: "Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit größer ist als die der Schriftgelehrten und der Pharisäer, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen" (Mt 5,20).

Zu dieser weit größeren Gerechtigkeit sollen sich die Sünder bekehren. Und nur so können wir Jünger Jesu sein. Die Umkehr des Sünders ist die große Sehnsucht Jesu. In ihr wird offenbar, wohin Jesus uns führen will: "Ihr sollt vollkommen sein, wie es auch euer himmlischer Vater ist" (Mt 5,48). Das große Motiv für die Umkehr ist Gottes Freude über jedes Menschenkind, das aus der Verirrung und den Todesschatten der Sünde (vgl. Lk 1,79) heimfindet zum Vater. "Umkehr ist Freude darüber, dass Gott so gnädig ist. Ja mehr! Umkehr ist Freude Gottes [vgl. Lk 15,7.10]. Gott freut sich wie der Hirt, der ein verlorenes Tier, wie die Frau, die ihren Groschen, wie der Vater, der seinen Sohn wieder erhielt, wie der Bräutigam über die Braut (Jes 62,5)... Weil Buße heißt: aus der Vergebung leben dürfen, wieder Kind sein dürfen, darum ist Buße Freude" (J. Jeremias, a.a.O., S. 156).

Die Freude Gottes über unsere Heimkehr ist das Motiv des Rufes Jesu zur Umkehr. Gottes Trauer und Zorn, wenn wir diese biblischen Bilder gebrauchen dürfen, sind Ausdruck des Dramas der Sünde. Weil keiner verloren gehen soll, geht Gott dem Sünder nach, der auf dem Weg zum Tod ist. Weil Gott will, dass seine Kinder leben, deshalb ist er bis zum Äußersten gegangen: Er hat seinen Sohn in den Tod gegeben, um uns "der Macht der Finsternis zu entreißen" (Kol 1,13). Das macht aber auch deutlich, "Welches Gewicht die Sünde hat" (Anselm von Canterbury, Cur Deus homo I,21; vgl. mein Buch "Jesus nachfolgen im Alltag. Impulse zur Vertiefung des Glaubens", Freiburg 2004, S. 117f). Was heißt das für die Jüngerschaft, für die Lebensschule Jesu?

I. "Er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen"

Schon der Name "Jesus" hat mit Sünde zu tun: "Du sollst ihm den Namen Jeshua – Jesus – geben; denn er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen" (Mt 1,21), so die Botschaft des Engels an Josef. Zacharias, vom Geist erfüllt, sagt über seinen Sohn Johannes, den künftigen Täufer: "Du wirst sein Volk mit der Erfahrung des Heils beschenken in der Vergebung der Sünden" (Lk 1,77).

In der Nachfolge Christi, in der Lebensschule Jesu, geht es nicht nur um eine Nachahmung, eine *imitatio* Christi als des großen Vorbildes. Zuerst geht es um eine Heilserfahrung, ein Heilwerden. Es geht um die Befreiung von der Sünde, die Erlösung, die Auslösung aus den Fesseln der Sünde, sozusagen den Loskauf aus der Gefangenschaft des Bösen.

Nichts hat an Jesu Wirken und Lehren mehr überzeugt als die reale, sichtbare, greifbare Veränderung zum Guten, die an Menschen feststellbar war, die Jesus begegnet waren. So ist es bis heute. Neugierig auf Jesus machen selten Worte, auch wenn sie – als Wort Gottes, das verkündigt wird – nicht ohne Wirkung bleiben. Überzeugend ist vor allem das Leben. Wenn sichtbar wird, dass Jesus das Leben wirklich wandelt, lebendig und leuchtend macht, spricht das für sich. Dann wird die Lebensschule Jesu zur "Erfahrung des Heils".

II. Sündenvergebung Herz der Sendung Jesu

Als Johannes der Täufer Jesus vorbeigehen sah, sagte er zu seinen Schülern: "Seht, das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinwegnimmt" (Joh 1,29). Was bedeutet "Sünde der Welt", im Singular, in dieser umfassenden Dimension: die Sünde *der Welt*? Was heißt überhaupt *Sünde*? Worin besteht sie? Wie zeigt sie sich? Wie wird sie wahrgenommen, bloßgelegt? Und dann: Wie wird sie *hinweggenommen*? Was bewirkt diese Hinwegnahme? Wie zeigt sich das: "Er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen", welche Folgen hat das für den Einzelnen und für sein Volk?

Sehen wir uns einige Beispiele aus der Hl. Schrift an. Wie zeigt sich Jesus als der, der sein Volk von seinen Sünden erlöst, um dann ganz grundsätzlich zu fragen, was eigentlich *Sünde* ist.

In den ersten Tagen seines öffentlichen Wirkens in Kapharnaum und Umgebung hat Jesus viele Dämonenaustreibungen und Heilungen vollbracht. Eine blieb den Jüngern besonders in Erinnerung, wohl weil sie besonders spektakulär war (vgl. Mk 2,1-12): Vier Männer tragen einen Gelähmten herbei. Da ist kein Zugang zu Jesus, dicht gedrängt stehen die Menschen. Da steigen sie kurzerhand auf das Flachdach des Hauses, decken es ab, schlagen ein Loch in die Decke und lassen – wohl an Stricken – die Bahre direkt Jesus vor die Füße. "Als Jesus ihren Glauben sah, sagte er zu dem Gelähmten: Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben" (Mk 2,5). Jesus erkennt die Gedanken einiger der Anwesenden, die sich innerlich sagen: Unerhört, was dieser Jesus da sagt. Nur Gott allein kann Sünden vergeben! Das ist für Jesus klar und für uns ein wichtiges Element zum Verständnis davon, was Sünde bedeutet. Jesus bestreitet nicht, dass Gott allein Sünden vergeben kann. Aber er beansprucht, dass er diese Vollmacht hat, er, "der Menschensohn", wie er sich selber bezeichnet. Um das zu bekräftigen, heilt er durch sein bloßes Wort den Gelähmten.

Hier begegnet uns Jesu Anspruch und Auftrag, Sünden vergeben zu können. Dazu ist er gekommen. Das ist der in seinem Namen bereits enthaltene Auftrag. Die Heilung des Gelähmten sagt aber nicht nur etwas über Jesu göttliche Vollmacht aus, sondern auch etwas über die menschliche Not. Dem Gelähmten spricht Jesus zuerst die Vergabe seiner Sünden zu. Jesus sagt nicht, dass er wegen seiner Sünden gelähmt ist. Die Lähmung ist keine Strafe Gottes. Vielmehr zeigt Jesus die richtige Reihenfolge der Heilung an: Das Erste, wovon wir geheilt werden müssen, wichtiger als alle leibliche Heilung, sind die Wunden der Sünde. Der Mensch kann körperlich kerngesund sein, aber "an seiner Seele Schaden leiden" (Mt 16,26) wegen seiner Sünden.

Die Begegnung mit Jesus, mit "dem Heiligen Gottes" (so nennen ihn die aufgeschreckten Dämonen, Mk 1,24) wird zur erschütternden Erfahrung der eigenen Sündhaftigkeit. So ging es dem ersten der Apostel, Simon Petrus, als sie der Heiligkeit Jesu greifbar begegnen. Nach einer erfolglosen Fischernacht werfen sie auf Jesu Wort hin nochmals die Netze aus und fangen so viele Fische, dass die Boote zu sinken drohen. "Als Simon Petrus das sah, fiel er Jesus zu Füßen und sagte: Herr, geh weg von mir, ich bin ein Sünder" (Lk 5,8). Heiliger Schrecken hat ihn und seine Begleiter ergriffen im Angesicht Jesu.

Wo wir der Heiligkeit begegnen, ist ein tiefes inneres Erschrecken die Folge. So ging es mir in der Begegnung mit Padre Pio. So habe ich es erlebt in der Nähe solcher Menschen, die von der Heiligkeit Gottes durchdrungen sind. Dieselbe Erfahrung machte Jesaja im Tempel, als er die Herrlichkeit Gottes schaute: "Wehe mir, ich bin verloren. Denn ich bin ein Mann mit unreinen Lippen und meine Augen haben den König, den Herrn der Heerscharen, geschaut" (Jes 6,5).

Die Erfahrung der eignen Sündhaftigkeit im Angesicht der Heiligkeit ist schwer zu beschreiben, aber unvergesslich, wenn sie einem geschenkt wurde. Es ist nicht so sehr ein Angstgefühl, verurteilt zu werden, auch nicht nur eine Beschämung über die eigene Unangemessenheit. Es ist etwas Erschreckendes und Beglückendes zugleich: das Erschrecken über die Größe und das Beglücktsein über die unvergleichliche Nähe Gottes. Es ist zugleich die Ahnung unfassbaren Angenommenseins und das erschütternde Wahrnehmen der eigenen – ja wie soll ich es nennen? Es passt wohl nur eben dieses Wort: der eigenen Sünde.

Wieder zeigt uns Petrus am deutlichsten diese Erfahrung. Wieder ist es Lukas, der besonders sensible Evangelist, der diesen Augenblick festhält, in dem Petrus der Heiligkeit seines Meisters begegnet. Beim dritten Verrat des Petrus heißt es: "Im gleichen Augenblick noch während er redete, krähte ein Hahn. Da wandte sich der Herr um und blickte Petrus an. Und Petrus erinnerte sich an das, was der Herr zu ihm gesagt hatte: Ehe heute der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen. Und er ging hinaus und weinte bitterlich" (Lk 22,60-62).

Was Sünde wirklich bedeutet, ist wohl nur an solchen Erfahrungen ermessbar. Im Hymnus des hl. Ambrosius, der im kirchlichen Stundengebet am Sonntag gesungen wird, heißt es: "Herr, wenn wir fallen, sieh uns an und heile uns durch deinen Blick. Dein Blick löscht Fehl und Sünde aus, in Tränen löst sich unsere Schuld" ("*Jesu, labantes respice / et nos videndo corrige; / si respicis, labes cadunt / fletuque culpa solvitur*").

Von der Namensgebung Jesu nach seiner Geburt ("... denn er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen") bis zur Vorwegnahme seines Kreuzestodes noch vor seinem Leiden, steht sein ganzes Leben unter dem Zeichen der Vergebung der Sünden: "Dann nahm er den Becher, sprach das Dankgebet und gab ihn den Jüngern mit den Worten: Trinkt alle daraus. Denn das ist mein Blut, das Blut des Bundes, das für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden" (Mt 26, 27f).

III. Was ist nun Sünde?

Befragen wir hierzu den Erfahrungsschatz der Kirche. Dazu gehört die theologische Reflexion, Versuche, in der Katechese und in der Theologie das Phänomen "Sünde" genauer zu fassen, angemessene Begriffe dafür zu finden. Was sagt der Katechismus der Katholischen Kirche? Es ist, so sagte der Selige Papst Johannes Paul II über ihn, eine "sichere Norm für die Lehre des Glaubens" und somit ein "gültiges und legitimes Werkzeug im Dienst der kirchlichen Gemeinschaft" (Apostolische Konstitution "Fidei depositum" vom 11.10.1992).

Beginnen wir mit einer Definition des hl. Augustinus: Sünde ist "ein Wort, eine Tat oder ein Begehren im Widerspruch zum ewigen Gesetz" (Contra Faustum 22,27; KKK 1849; vgl. Thomas v. Aquin STh I^a II^{ae}, q. 72, a.6). Der Katechismus erläutert diese Definition: "Die Sünde ist ein Verstoß gegen die Vernunft, die Wahrheit und das rechte Gewissen; sie ist eine Verfehlung gegen die wahre Liebe zu Gott und zum Nächsten aufgrund einer abartigen Anhänglichkeit an gewisse Güter. Sie verletzt die Natur des Menschen und die menschliche Solidarität" (KKK 1849).

Es überrascht, dass der Katechismus die Sünde zuerst als Verstoß *gegen die Vernunft* bezeichnet. Darin ist der KKK das Echo einer auch dem außerbiblischen, nichtchristlichen Denken vertrauten Sicht: "Wer ‚Sünde‘ denkt, der hat zugleich und genaugenommen, schon zuvor gedacht, dass etwas ‚nicht in Ordnung‘ sei mit dem Menschen, dass etwas mit ihm nicht stimme" (Josef Pieper, Über den Begriff der Sünde, München 1977, S. 27).

Hamartia, peccatum meint zuerst einmal eine Fehlleistung: Etwas ist danebengegangen. "Jegliches tun, das nicht in Ordnung ist, kann *peccatum* genannt werden", sagt Thomas von Aquin (De malo 2,2). Wir reden von Verkehrssünden, Umweltsünden. Michael Rose, der amerikanische Autor, hat ein Buch über zeitgenössische Kirchenarchitektur geschrieben. Er gab ihm den Titel "Ugly as sin" – hässlich wie die Sünde. Kunstfehler, Fehlleistungen jeder Art werden *peccatum* genannt. Es ist unvernünftig, gegen die Gebrauchsanweisung zu handeln. Noch ehe die sittliche Frage gestellt wird, ob willentlich gefehlt wurde oder nicht, gilt einmal grundsätzlich, dass Fehlleistungen unvernünftig sind, weil sie ein Ziel verfehlen. Das sehen wir deutlich an der Finanzkrise. Hier haben sich die Dinge in einer – im Rückblick klar erkennbaren Weise – verselbstständigt und bis zum Irrwitz fehlentwickelt. Der Finanzmarkt hat sich immer mehr von der realen Wirtschaft entfernt und wurde immer virtueller, bis die Blase geplatzt ist. Beispiel: Eine politische Gemeinde hat zum Beispiel auf Anraten des örtlichen Bankdirektors die Gemeindeschulden nach Kanada verkauft um damit ein Geschäft zu machen. Nach 2008 blieben der Gemeinde ihre eigenen Schulden und die erheblichen Verluste in Kanada. Das ist kein Einzelfall, das war (und ist zum Teil noch) System: *peccatum* – Fehlleistung, pure Unvernunft. Aber ist das eine Sünde, was der Bürgermeister und der Bankdirektor gemacht haben? Wussten sie, was sie taten? Ist Sünde auch etwas, das ich gar nicht als solches erkenne? Gehört zur Sünde nicht das Wissen um die Sündhaftigkeit einer Fehlleistung?

Deshalb sagt der Katechismus weiter, Sünde sei ein Verstoß gegen die Wahrheit. Vieles von dem, was "nicht in Ordnung" ist, hat damit zu tun, dass wir uns über die Ordnung nicht im Klaren sind. Wir irren, täuschen uns, werden getäuscht, lassen uns täuschen, verdrängen die Wahrheit, wollen sie nicht wahrhaben. Man kann noch so groß und schwarz auf die Zigarettenpackung schreiben: "Rauchen kann tödlich sein", es wird doch heftig geraucht. Wir alle wissen, dass Verdrehungen, Entstellungen der Wahrheit großen Schaden anrichten, das Leben anderer Menschen beeinträchtigen, ja bleibend beschädigen können. Dennoch vergeht kein Tag, ohne dass wir – und sei es nur im Kleinen – die Dinge verdrehen, es mit der Wahrheit nicht ganz genau nehmen. Sünde hat viel mit Unwahrheit zu tun, sie ist immer auch Lüge. Vernunft und Wahrheit wurden verletzt, verleugnet. Deshalb ist so vieles nicht "in Ordnung".

Die Sünde ist, so sagt der KKK, zudem ein Verstoß gegen "das rechte Gewissen". Josef Pieper sagt, Sünde ist ein Fehlverhalten "wider besseres Wissen", "also gegen das Gewissen" (a.a.O., S. 63). Ein unabsichtlicher Fehler, der schlimme Folgen hat, kann uns lange plagen. Wir machen uns Vorwürfe, hadern damit, dass wir nicht aufmerksam genug waren. Aber erst wenn es sich um eine sittliche Verfehlung handelt, kommt eine andere Dimension ins Spiel:

der Urteilspruch unseres Gewissens. In seinem Kommentar zur Josefsgeschichte im Buch Genesis sagt der Hl. Johannes Chrysostomus im Blick auf die Brüder, die ihn als Sklaven nach Ägypten verkauft haben und vor dem sie nun Hilfe suchend stehen, ohne ihn erkannt zu haben. Sie erinnern sich nun, in ihrer eigenen Angst und Not, was sie ihrem Bruder damals angetan hatten:

"Gib acht, wie ihr Gewissen, der unbestechliche Richter, sich erhebt und wie sie, ohne dass ein Ankläger auftritt und gegen sie aussagt, selbst ihre eigenen Ankläger werden. So ist es mit der Sünde: Wenn sie vollendet und zur Tatsache geworden ist, dann zeigt sie, wie unsinnig sie ist. Bevor sie vollendet ist, verdunkelt sie den Verstand und lähmt wie dichter Nebel das Denken. Ist sie aber vollendet, steht das Gewissen auf und quält den Geist mehr als jeder Ankläger und zeigt dem Sünder die Verkehrtheit seines Tuns". (Johannes Chrysostomus, Homiliae in Genesim 74, 2-3; PG 34, 55 f.)

Nochmals: Sünde ist ein Verstoß gegen Vernunft, Wahrheit und Gewissen. Augustinus sagte, ein Tun "im Widerspruch zum ewigen Gesetz", also zu dem, was der Schöpfer als Ordnung in seine Schöpfung gelegt hat, was wir mit dem Licht der Vernunft erkennen und mit unserem freien Willen tun können.

Aber ist das wirklich alles? Ist damit das Drama der Sünde ausreichend benannt? Der Katechismus geht noch einen Schritt weiter: "Die Sünde ist eine Beleidigung Gottes" (KKK 1850). Sünde ist nicht zuerst ein Verstoß gegen die menschliche Sittlichkeit. Das ist sie auch, aber zuerst ist sie *aversio a Deo*, Abkehr von Gott. Der Kern dessen, was Sünde ist und bedeutet, liegt hier: "Gegen dich allein habe ich gesündigt, ich habe getan, was dir missfällt" (Ps 51,6), so heißt es im großen Bußpsalm. Sünde ist zuerst und zuinnerst die Abkehr von Gott. Das macht ihr Gewicht aus, ihre Schwere. Das macht den Preis der Befreiung von der Sünde so hoch: "Die Sünde lehnt sich gegen die Liebe Gottes zu uns auf und wendet unsere Herzen von ihm ab" (KKK 1850).

Stimmt das? Lehne ich mich wirklich gegen Gott auf, wenn ich sündige? Will ich das bewusst, im vollen Verständnis dessen, was ich tue? Ist unser Sündigen nicht oft ein Unwissen? Eine Art Blindheit? Wir nehmen gar nicht die Tiefe wahr, die unsere Verfehlungen haben. Jesus hat doch für seine Richter und ihre Handlanger gebetet: "Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun" (Lk 23,34). Wissen wir, was wir tun, wenn wir sündigen? Wollen wir wirklich "Gott wehtun", ihn "beleidigen"? Kann ein Mensch überhaupt Gott wehtun? Ihn beleidigen?

Der Hl. Augustinus hat hier – wohl aus seiner eigenen dramatischen Lebenserfahrung und aus seiner großen Vertrautheit mit der Heiligen Schrift, versucht, den innersten Kern dessen herauszuarbeiten, was Sünde ausmacht. In seinem "Gottesstaat" (De civitate Dei 14,28) sieht er zweierlei Liebe im Streit miteinander: Die Eigenliebe und die Gottesliebe; die Eigenliebe, die sich "bis zur Verachtung Gottes" steigert und die Gottesliebe, die "bis zur Selbstverachtung" geht (vgl. KKK 1850).

Josef Pieper stellt das als Frage: "Sich selbst ... wählen oder Gott". Und er präzisiert: "... die wirkliche Alternative sieht ... so aus: entweder Selbstverwirklichung als Hingabe an Gott, das heißt in Anerkennung der eigenen Kreatürlichkeit; oder ‚absolute‘ Selbstliebe und der Versuch einer Selbstverwirklichung auf Grund der Leugnung oder Ignorierung der Tatsache, Kreatur zu sein" (a.a.O., S. 82). Das innerste Wesen der Sünde ist "Ich, ich, ich!" – absolute Eigenliebe, "wie Gott" sein zu wollen (Gen 3,5). Es ist *superbia*, Hochmut, sagt die Tradition.

Hier erhebt sich nochmals der Einspruch: gibt es diese radikale Sünde überhaupt "in Reinform"? Besteht nicht immer bei unserer menschlichen Sünde ein unlösbares Gewirr aus Schwächen, Unwissenheit, Unaufmerksamkeit, Nachlässigkeit, Vergesslichkeit? Das erst macht das Sündengestrüpp aus. Wann sind wir je so radikal böse, dass wir uns in einem Akt, der uns ganz erfasst, gänzlich Gott verweigern würden?

Es geht um die Frage: Gibt es so etwas wie die "tödliche Sünde" (so müssten wir den klassischen Begriff des *peccatum mortale* wörtlich übersetzen)? Die langen Listen aus Todsünden, die wir früher allzu leicht vorgesetzt bekamen, sind auch mit daran schuld, dass der Ernst der "tödlichen" Sünde vielfach verloren gegangen ist. Auf jeden Fall ist für viele der Ernst der tödlichen Sünde wohl auch dadurch verloren gegangen, dass man so vieles und so vorschnell als Todsünde bezeichnet hat.

Einen Zugang möchte ich zum Abschluss versuchen, um zu zeigen was die Tradition mit ihrer ganzen Erfahrung als die "tödliche Sünde" bezeichnet, nämlich die sogenannte "lässliche Sünde". "Eine lässliche Sünde begeht, wer in einer nicht schwerwiegenden Materie eine Vorschrift des Sittengesetzes verletzt oder das Sittengesetz zwar in einer schwerwiegenden Materie, aber ohne volle Kenntnis oder volle Zustimmung übertritt" (KKK 1862; vgl. 1863).

Zweifellos trifft diese Beschreibung auf die meisten unserer Sünden zu. Sie sind mehr Schwächen als wirklich voll, bewusst getane böse Taten. Aber genau darin zeigt sich noch einmal das Drama der Sünde. Augustinus sei nochmals zitiert: "Solange der Mensch im Fleisch wandelt, kann er wenigstens nicht ohne leichte Sünden sein. Halte aber diese Sünden, die wir als leicht bezeichnen, nicht für harmlos. Falls du sie für harmlos ansiehst, wenn du sie wägst, zittere, wenn du sie zählst. Viele kleine Dinge bilden eine große Masse; viele Tropfen füllen einen Fluss; viele Körner bilden einen Haufen. Welche Hoffnung haben wir also? Zuerst das Bekenntnis" (Augustinus, Predigten über den ersten Johannesbrief 1,6).

Was mich erschüttert am Phänomen der sogenannten "lässlichen Sünde", das hat der Seher von Patmos in seinem Brief an die Gemeinde von Ephesus so beschrieben: "Ich werfe dir aber vor, dass du deine erste Liebe verlassen hast" (Offb 2,4). Und der Herr hat kurz vor seinem Leiden gesagt: "Und weil die Gesetzlosigkeit überhandnimmt, wird die Liebe bei vielen erkalten. Wer aber bis zum Ende durchhält, der wird gerettet" (Mt 24,12f).

Dieses "Erkalten der Liebe" ist das eigentliche Drama der Sünde, die Verhärtung der Herzen. Sie ist bereits der Tod der Seele. Sie geschieht am gefährlichsten wenn sie im Innersten des Herzens zu einem Ersterben der Liebe wird. Diese Verhärtung kann durch viele kleine Schritte geschehen, unaufmerksam, lieblos und noch, noch, noch. Dann wird das Herz hart. Das ist die Dramatik der "tödlichen Sünde".

Was kann uns davor bewahren? Es braucht den Einen, der "die Sünde der Welt hinwegnimmt" (Joh 1,29), und es braucht seinen Geist, "der die Welt der Sünde überführt" (Joh 16,8). Papst Johannes Paul II. hat darüber tief meditiert. Ausgehend vom Wort Jesu, dass der Heilige Geist die Welt der Sünde überführen wird zeigt er, dass der Heilige Geist uns die Wahrheit unserer Sünde zeigen kann, nicht um uns anzuklagen, sondern um zu retten; nicht als Bloßstellen der Sünden, sondern als Heilung des Sünders (vgl. Enzyklika "Dominum et vivificantem", Nr. 27). Er zeigt uns unsere Sünde und zugleich deren Vergebung. Denn was Sünde wirklich ist, das erfahren wir erst im Angesicht der Liebe Christi. Vielleicht ist das der Grund, warum die Heiligen das tiefste Bewusstsein hatten, Sünder zu sein. Erst in der Lebensschule Jesu wird Sünde in ihren vollen Dimensionen erfassbar. Erst in der Gnade der Vergebung wird die wahre Abgründigkeit dessen ahnbar, was die Trennung von Gott – als

Folge der Sünde – bedeuten würde. So können wir nur Jesus in seiner Barmherzigkeit bitten, was der Priester leise vor der Kommunion betet: "Lass nicht zu, dass ich jemals von dir getrennt werde!"

Das Kreuz – Schlüssel der Lebensschule Jesu

Wortlaut der 6. Katechese von Kardinal Dr. Christoph Schönborn am 4. März 2012 im Stephansdom in Wien.

Lasset uns beten! Herr Jesus Christus, du hast gesagt: Wenn einer mir nachfolgen will, dann verleugne er sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich. Lehre uns Dir zu folgen, auf dem Weg Deiner Hingabe für uns. Lass uns erkennen, welche Liebe Dich gedrängt hat, diesen Weg zu gehen für uns, damit auch wir diesen Weg mit Dir gehen. Darum bitten wir Dich, der Du mit dem Vater und dem heiligen Geist lebst und herrschst in Ewigkeit. Amen.

Unsere heutige Katechese in der Fastenzeit widmet sich der Frage der Kreuzesnachfolge. "Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach" (Mt 16,24). Jüngerschaft heißt Kreuzesnachfolge. Daran lässt Jesus keinen Zweifel, aber es stellt sich die Frage: Ist das auch der Grund, warum ihm so wenige nachfolgen? Wenn Jüngerschaft Kreuzesnachfolge heißt, ist man versucht zu sagen: Herr, wundere dich nicht, dass so wenige dir nachfolgen! So sah es zu mindestens Thomas von Kempen in seiner "Nachfolge Christi", in der "Imitatio Christi". Viele Menschen lesen seit dem 15. Jahrhundert diesen geistlichen Autor. Er schreibt: "Jesus hat jetzt viele Jünger, die im himmlischen Reiche gerne mit ihm herrschen möchten. Aber wenige, die sein Kreuz auf Erden tragen wollen. Viele hat er, die Trost, wenige, die Trübsal verlangen. Viele findet er, die mit ihm essen und trinken möchten, aber wenige, die mit ihm fasten wollen. Alle möchten mit ihm Freude haben, aber wenige wollen für ihn leiden... Viele ehren seine Wundertaten, aber wenige teilen mit ihm die Schmach des Kreuzes. Viele folgen Jesus nach, bis zum Brotbrechen am Abendmahl, aber wenige bis zum Trinken aus dem Leidenskelche. Viele lieben Jesus, solange sie nichts zu leiden haben. Viele loben und preisen ihn, solange sie Tröstungen von ihm empfangen. Aber, wenn Jesus sich verbirgt und sie auch nur eine kurze Weile allein lässt, da klagen sie gleich oder verlieren gar den Mut" (II,11,1) (Übersetzt von J.M. Sailer, Reclam 7663, S. 75).

Das sind nüchterne, skeptische Worte. Ja, das Wort vom Kreuz erschreckt. Aber trösten wir uns, das ging schon den Aposteln so. Die Leidensvoraussagen Jesu sind auf Unverständnis und Schrecken gestoßen. Offensichtlich ging Jesus zielgerade und entschieden auf sein Leiden und Kreuz zu. Lukas sagt einmal, Jesus habe (wörtlich) "sein Antlitz fest, entschieden nach Jerusalem gewandt, um dorthin zu gehen" (Lk 9,51). Er ist ganz entschieden auf sein Leiden zugegangen. Markus erinnert uns daran, dass die, die ihm nachfolgten, also seine Jünger, sich fürchteten, ganz schlicht und einfach (Mk 9,32). So geht es vielen von uns, das Kreuz macht Angst. Nachfolge kann unheimlich sein. Daran hat Jesus keinen Zweifel gelassen. Ein gemütlicher Spaziergang ist es nicht, wenn er seinen Jüngern sagt: "Seht, ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe" (Mt, 10,16; Lk 10,3). Beim Abendmahl, im Ernst und in der Heiligkeit dieser Stunde, sagt er: "Denkt an das Wort, das ich euch gesagt habe: Ein Knecht ist nicht größer als sein Herr. Wenn sie mich verfolgt haben, werden sie auch euch verfolgen; wenn sie mein Wort gehalten haben, so werden sie auch das eure halten" (Joh 15,20).

I. Das Kreuz lieben

Jüngerschaft Jesu bedeutet, Anteil an seinem Geschick, am Kreuz, aber auch an der Auferstehung zu haben. Der Platz des Kreuzes ist dabei zentral. Aber ist das Kreuz wirklich der Mittelpunkt unseres Glaubens? Manche sagen uns: Immer nur das Kreuz. Das Kreuz ist und bleibt ein Horror. Die Menschen zur Zeit Jesu wussten das, sie haben von der "Mors turpissima crucis" ("der schändlichste Tod am Kreuz", Tacitus, Hist. IV 3,11) gesprochen, oder sie haben diese Todesstrafe, die ja schon in der vorrömischen Zeit praktiziert wurde, "crudelissimum terrimumque supplicium", die "grausamste und schrecklichste Hinrichtung" genannt (Cicero, Verr. V, 64, 165). Jesus ist diesen Tod gestorben. Tausende und Abertausende zu seiner Zeit sind diesen Tod gestorben, er war einer unter zahllosen von ihnen, die zu Tode gequält wurden, mit diesem grausamen, unmenschlichen supplicium, dieser Hinrichtung. Und das sollen wir lieben? Das Kreuz lieben? Das Kreuz umarmen? Es gab schon von früh an Spott über das Kreuz. Immer wieder wird gerne ein Spottwort von Goethe zitiert: "Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge/ Duld ich mit ruhigem Mut, wie es ein Gott mir gebeut./ Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider, / Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und †" (dann macht er nur ein Kreuz) ("Venezianische Epigramme", Nr. 66, aus 1790). Es ist so widerlich wie Knoblauch und Tabak, Spott über das Kreuz! Das Thema ist immer wieder da, wenn über das Kreuz in Karikaturen gespottet wird, aber das ist nicht neu. Bereits aus frühchristlicher Zeit stammt das Spottkreuz aus Rom, wo man einen Gekreuzigten mit Eselskopf dargestellt hat und darunter steht gekritzelt: "der soundso betet seinen Gott an". Paulus wusste, dass das Kreuz ein Ärgernis ist: "Die Juden fordern Zeichen, die Griechen suchen Weisheit, wir predigen Christus den Gekreuzigten. Für die Juden ein Ärgernis, für die Heiden eine Torheit" (1 Kor 1,22f).

"Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach" (Mt 16,24). Wollen wir das? Kann ich das Kreuz auf mich nehmen wollen? Ist das nicht krank, lebensfeindlich, widernatürlich? Der heilige Johannes Chrysostomos (344-407), der große Prediger und Bischof von Konstantinopel, hat dieses Jesuswort in seinem Matthäuskommentar so ausgedeutet: "Wenn mir jemand nachfolgen will"; "Ich zwingen nicht, ich tue niemand Gewalt an, sondern mache jeden zum Herrn seines Willens. Darum sage ich auch: wenn jemand will, denn ich lade zu Gütern ein, nicht zu Übeln und Beschwerden, nicht zu Strafe und Züchtigung, dass ich Zwang anwenden müsste. Vielmehr ist die Natur der Sache selbst geeignet, anzulocken. Indem er (Jesus) also redet, regt er noch mächtiger an, denn wer zwingen will, stößt häufig zurück... Milde ist mächtiger als Gewalt. Darum spricht Jesus: ‚Wenn jemand will‘, denn groß ‚will er sagen, sind die Güter, die ich euch gebe. Es sind solche Güter, dass ihr freiwillig denselben nachstreben müsst‘ ... Darum zwingt uns Christus nicht" (Homilie 55).

Es handelt sich also um Güter. Das Kreuz wollen? Das Kreuz als etwas Gutes betrachten? Niemand ist gezwungen Jesus nachzufolgen, also auch nicht sein Kreuz anzunehmen. Aber was motiviert mich? "Was bringt es mir"? – Diese Frage wird heute oft gestellt, vor allem von jungen Menschen. Was habe ich davon? Warum soll ich mir das antun: die Kreuzesnachfolge? Ich habe bei der Stadtmission 2003 Sr. Elvira eine Frage gestellt. Sie erinnern sich, Sr. Elvira, diese großartige italienische Ordensfrau, hat die Gemeinschaft "Cenacolo" gegründet, die inzwischen in der ganzen Welt Niederlassungen hat, um drogensüchtige Burschen und Mädchen aufzunehmen und ihnen einen neuen Weg ins Leben zu ermöglichen. Viele, viele, tiefe Heilungen sind durch die Hilfe Gottes in dieser Gemeinschaft möglich geworden. Hinreißend hat sie voller Freude über Christus gesprochen und über die Heilung, die er schenkt. Ich habe Sr. Elvira gefragt: Wie kann ich das Kreuz lieben? Und sie hat sofort und klar geantwortet: "Nicht das Kreuz, sondern den

Gekreuzigten"!

Das war für mich wie ein Schlüssel, ein Licht. Es geht nicht darum, das Kreuz zu lieben, sondern den Gekreuzigten. Ihm sollen wir nachfolgen. Mit dem Gekreuzigten und Auferstandenen sollen wir verbunden sein, mit seinem Leiden, mit seiner Liebe. Weil er sein Kreuz auf sich genommen hat, will ich mit ihm sein und mein Kreuz annehmen. Dieses kleine Wort war das Schlüsselwort: ER hat mich geliebt bis zum Äußersten! Deshalb bekommt das Kreuz einen ganz neuen, starken Sinn. ER, der Gekreuzigte, gibt dem Kreuz einen neuen Sinn. Wenn mein Kreuz, das ich zu tragen habe, von ihm her Bedeutung bekommt, wenn es mich mit ihm verbindet, dann kann ich, wie der hl. Johannes Chrysostomos sagen, dass das Kreuz zu einem Gut wird, zu einem Gewinn, weil es mich mit Ihm verbindet. Aber das sieht "der natürliche Mensch", Paulus würde sagen: "der fleischliche Mensch" nicht. Für ihn ist das Kreuz einfach nur Widersinn, Leid, Zerstörung, ein Unwert. Aber es gibt die Erfahrung, dass sich der Blick wendet, das Kreuz Christi und unser Kreuz mit ihm in einem anderen Licht erscheinen. Das ist abstrakt gar nicht fassbar. Man muss erleben, dass das Kreuz ein Gut sein kann, eine Gnade. Es ließen sich hier viele Beispiele nennen, und wahrscheinlich könnten Sie selber eine ganze Reihe Beispiele hinzufügen.

Ich greife eines heraus aus dem Leben der heiligen Theresia Benedicta vom Kreuz, OCD, d.h. der heiligen Edith Stein. Wir sind heuer in einem Edith-Stein-Jahr. Am 9. August 2012 ist es 70 Jahre her, dass sie in Auschwitz in der Gaskammer zusammen mit ihrer Schwester und vielen, vielen anderen umgebracht wurde. Sie stammte aus einer gläubigen jüdischen Familie aus Breslau, aber als Mädchen hat sie sich bewusst für den Unglauben entschieden und mit dem Beten aufgehört. Sie sagt: "Ich habe mir das Beten ganz bewusst und aus freiem Entschluss abgewöhnt..." Nach einer brillanten Reifeprüfung beginnt sie ihr Philosophiestudium bei Edmund Husserl, dem großen jüdisch-deutschen Philosophen. Einer ihrer Studienkollegen, Adolf Reinach, sehr glücklich jung verheiratet, fällt 1917 im Ersten Weltkrieg. Professor Husserl schickt Edith Stein zur Witwe Reinach mit dem Auftrag, sie möge doch mit ihr zusammen den philosophischen Nachlass von Adolf Reinach sichten und der Witwe helfen. Edith fürchtet sich sehr vor diesem Auftrag. Sie unternimmt diese Reise mit großer Sorge und Angst. Reinach hatte ihr viel bedeutet, persönlich als Kollege, aber auch als Mensch mit seiner Güte und Lauterkeit. Sie war selber schmerzlich von dem Tod ihres Kollegen betroffen und stellte sich vor, wie sie der Witwe in ihrer großen Trauer Trost bringen könne. Doch es kommt ganz anders. Statt wie erwartet einer gebrochenen, trostlosen Frau zu begegnen, begegnet sie einer Frau, die mehr zum Trost für ihre Freunde wurde, als dass sie selber Trost erwartet hätte.

Edith Stein schreibt im Rückblick auf diese überraschende Begegnung: "Es war dies meine erste Begegnung mit dem Kreuz und mit der göttlichen Kraft, die es seinen Trägern mitteilt. Ich sah zum ersten Mal die aus dem Erlöserleiden Christi geborene Kirche in ihrem Sieg über den Stachel des Todes handgreiflich vor mir. Es war der Augenblick, in dem mein Unglauben zusammenbrach, das Judentum verblasste, und Christus aufstrahlte: Christus im Geheimnis des Kreuzes" (Elisabeth Otto, Welt – Person – Gott. Eine Untersuchung zur theologischen Grundlage der Mystik bei Edith Stein, Vallendar- Schönstatt 1990, S. 107).

Christus im Geheimnis des Kreuzes, das wurde für Edith Stein die Mitte ihres Lebens und ihres Sterbens. Sie erlebte an der Witwe ihres Kollegen und Freundes Adolf Reinach, "dass die Urerfahrung ihres Glaubens im Tod und in der Auferstehung Jesu gründet. Edith Stein kann bei ihr beobachten, dass der Mensch, der an Jesus Christus glaubt, die Geschichte von ihm her versteht, dass er sie aus dem Geheimnis des Kreuzes, das heißt: aus dem Geheimnis der Liebe Gottes deutet" (ebd.). Pater Hirschmann SJ erinnert sich nach dem Krieg an das letzte Gespräch, das er mit Edith Stein, Sr. Theresia Benedicta im Karmel von Echt in Holland hatte, kurz vor ihrer Deportation nach Auschwitz. Er sagt: "Der entscheidende Anlass zu ihrer Konversion zum Christentum war, wie sie mir erzählte, die Art und Weise, wie die ihr befreundete Frau Reinach in der Kraft des Kreuzesgeheimnisses das Opfer brachte, das ihr

durch den Tod ihres Mannes an der Front des Ersten Weltkriegs auferlegt war. In diesem Opfer erlebte sie einen Beweis der Wahrheit der christlichen Religion und war für sie geöffnet" (Brief vom 13.5. 1950, zit. Bei Elisabeth Otto, a.a.O.).

Der letzte Schritt hin zur Bekehrung von Edith Stein und damit zu ihrer Taufe war dann die Lektüre der Autobiographie der heiligen Teresia von Avila. "Teresa zeigte Edith Stein das Kreuz als Quelle des Lebens. Diese Quelle wird für sie fruchtbar in der Liebe zum Gekreuzigten, in seiner Nachfolge". (Elisabeth Otto, op. cit., S. 110).

II. Die Liebe zum Gekreuzigten!

Nachfolge, Jüngerschaft, Lebensschule Jesu kann nur heißen: Liebe zum Gekreuzigten! Denn am Kreuz hat Jesus seine ganze Liebe erwiesen. "Niemand hat eine größere Liebe als die, dass er sein Leben für seine Freunde hingibt" (Joh 15,13) sagt Jesus nach dem Abendmahl. Und Edith Stein schreibt einmal an einen ihrer Studienkollegen und engen Freund, Roman Ingarden: "Wo die eigene Erfahrung mangelt, muss man sich an Zeugnisse von homines religiosi [gläubige Menschen] halten. Davon ist ja kein Mangel" (Brief vom 20.11. 1927; ESGA 4, Brief 117). Wenn man diese Erfahrung selber nicht gemacht hat, soll man auf die hören und schauen, die sie gemacht haben. An denen ist kein Mangel. Ich glaube eine der ganz wichtigen Aufgaben, vor denen die Kirche heute steht, ist, zu lernen, über diese Erfahrungen zu erzählen. Die Kirche ist eine Erzählgemeinschaft. Solche Geschichten, wie die von Edith Stein, aber auch die, die wir in unseren Leben machen, davon sollen wir erzählen. Das ist das Entscheidende an der Mission. Das bedeutet nicht, den anderen am Westenknopf zu packen und ihm lästig zu sein, sondern erzählen, was wir erfahren haben, oder die erzählen lassen, die es erfahren haben.

Die "Kreuzeswissenschaft" (so der Titel von Edith Steins letztem Werk, das sie kurz vor ihrer Verhaftung am 2. August 1942 vollendet wurde) ist ganz und gar ausgerichtet auf die Kreuzesnachfolge, wie sie Edith Stein im Leben des hl. Johannes vom Kreuz vorgelebt sieht. Sie findet in Johannes vom Kreuz einen ganz besonders bevorzugten Zeugen der Erfahrung in der Lebensschule Jesu, die Erfahrung der "Kreuzeswissenschaft". In Johannes vom Kreuz sieht Edith Stein einen Meister, der nur dieses eine Ziel hatte: "die ‚Verähnlichung mit dem Geliebten‘ in allen seinen Phasen: Leben, Leiden, Sterben, Tod und Auferstehung" (Einleitung von P. Ulrich Dobhan OCD, zur "Kreuzeswissenschaft", Gesamtausgabe Bd. 18, S. XXIf.)

Die "Verähnlichung mit dem Geliebten" – das ist die Grunderfahrung eines Johannes vom Kreuz, ebenso des hl. Paulus, Jude wie Edith Stein, aber gläubiger Jude, nicht religiös distanz wie sie. Er bezeichnet sich selber als "gesetzestreuer Jude", sagt von sich, er habe "Jesus, unseren Herrn gesehen" (1 Kor 9,1), Gott habe "ihm seinen Sohn geoffenbart" (Gal 1,16). Dieser Paulus, der Jesus auf dem Weg nach Damaskus begegnet ist, ist ganz und gar auf die Liebe zum Gekreuzigten konzentriert.

Er will nur mehr Christus kennen und nur mehr Christus verkündigen "als den Gekreuzigten" (1 Kor 1,23; 2 Kor 2,2). Man spürt in seinen Briefen diese ganze Leidenschaft für Christus und sein Kreuz. Für ihn ist "Christus das Leben und Sterben Gewinn" (Phil 1,21). Vor allem im Galaterbrief, der eine Art kleiner "Autobiographie" des Apostels ist, kommt das intensiv zur Sprache, die leidenschaftliche Liebe zu Jesus dem Gekreuzigten. Da sagt er: "Ich bin mit Christus gekreuzigt worden; nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir. Soweit ich aber jetzt noch in dieser Welt lebe, lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich hingegeben hat" (Gal 2,19-20).

Paulus, der Jesus nicht persönlich kannte, kann sagen: "Er hat mich geliebt und sich für mich hingegeben". Er, der Jesus nicht kannte, erkennt, dass Jesus ihn gekannt hat, noch ehe er ihm

begegnet ist. "Saulus, Saulus, warum verfolgst du mich?" so spricht er ihn an, er kennt ihn (Apg 9,4). Die große Sorge des Paulus ist immer, dass die Jünger und Jüngerinnen Jesu dem Kreuz ausweichen, dass sie "das Ärgernis des Kreuzes beseitigen" (Gal 5,11), die Verfolgung "wegen des Kreuzes Christi" (Gal 6,12) vermeiden wollen. Man spürt hier eine tiefe Trauer des Apostels, dass die Christen dem Kreuz aus dem Weg gehen: "Viele – von denen ich oft zu euch gesprochen habe, doch jetzt unter Tränen spreche – leben als Feinde des Kreuzes Christi. Ihr Ende ist das Verderben, ihr Gott der Bauch; ihr Ruhm besteht in ihrer Schande; Irdisches haben sie im Sinn" (Phil 3,18-19). Das sagt Paulus nicht von den Heiden, das sagt er von seinen Brüdern und Schwestern unter Tränen.

"Als Feinde des Kreuzes Christi leben", das ist das Schlimmste, das dem Jünger Christi geschehen kann. Denn dann verrät er seinen Meister, so wie Petrus im Hof des Hohenpriesters seinen Meister verraten hat (vgl. Lk 22, 61-62). Aber wie sollen wir Freunde des Kreuzes Christi werden? Wie Edith Stein es auf ihrem Weg zur Bekehrung erfahren hat, sollen auch wir auf die schauen, die als Freunde des Kreuzes Christi leben. Paulus sagt das schlicht (wir erschrecken fast vor dem Mut, mit dem er das sagt): "Ahmt mich nach, Brüder, und achtet auf jene, die nach dem Vorbild leben, dass ihr an uns habt" (Phil 3,17). Wenn man es genau übersetzt, ist es noch schöner: "Werdet meine Mit-Nachahmer", d.h.: "So wie ich Christus nachahme, so werdet mit mir, nach meinem Vorbild, Nachahmer Christi". Freunde des Kreuzes Christi werden, heißt also Nachahmer Christi werden, "so gesinnt sein untereinander, wie [die Gesinnung] in Christus Jesus war", sagt Paulus im Philipperbrief (Phil 2,5). Die Liebe zum Gekreuzigten ist die Liebe zu dem, den wir nachahmen dürfen, der uns vorgelebt hat, was es heißt, ein Freund des Kreuzes sein.

Wie diese Gesinnung aussieht, haben die Gemeinden der Urkirche, schon sehr früh in ein Lied gefasst. Es ist eines der bekanntesten frühchristlichen Lieder und wir singen es heute im "Stundengebet" der Kirche jeden Samstag am Abend. Es ist der Hymnus, der im 2. Kapitel des Philipperbriefes steht:

"Er war Gott gleich. / Hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein, / sondern er entäußerte sich / und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. / Sein Leben war das eines Menschen; er erniedrigte sich / und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz. / Darum hat ihn Gott über alle erhöht / und ihm den Namen verliehen, der größer ist als alle Namen, / damit alle im Himmel, auf der Erde / und unter der Erde ihre Knie beugen / vor dem Namen Jesu und jeder Mund bekennt: / 'Jesus Christus ist der Herr' – / zur Ehre Gottes, des Vaters" (Phil 2,6-11).

III. Kreuz und Selbstverleugnung

Die erste Bedingung, "Freund des Kreuzes Christi" zu sein, ist also der Gehorsam. Was heißt das? Dem eigenen Willen "sterben", wie Christus es getan hat im Ölgarten, als er den Vater inständig bat: "Lass diesen Kelch an mir vorübergehen, Vater, aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe" (Mt 26,39). Wie weit die Jünger von diesem Gehorsam noch entfernt waren, zeigt dass sie schlafen im Garten Gethsemani, während Jesus in Todesangst betet (vgl. Mt 26,36-46).

"Wenn einer hinter mir hergehen will, dann verleugne er sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach". Selbstverleugnung ist der Weg der Nachfolge. Wer sich nicht selbst verleugnet, kann kein Freund des Kreuzes Christi sein. Aber was heißt

"Selbstverleugnung"? Dazu gibt es unendlich viel geistliche Literatur, Erfahrung durch alle Jahrhunderte von den Schriften der Mönchsväter über die großen Meister des Karmel bis heute. Ich bin auf eine Predigt des jungen, inzwischen selig gesprochenen John Henry Newman über die Selbstverleugnung gestoßen, aus dem Jahr 1833, als er noch anglikanisch

war. Er erinnert daran, dass Jesus gesagt hat: Wer sein Jünger sein wolle, der müsse "täglich" sein Kreuz auf sich nehmen (Lk 9,23). Wir wissen es, das "täglich" macht das Kreuz aus. Die normalen Kreuze sind die "täglichen". Es gibt auch große Kreuze, die sozusagen über uns hereinbrechen, meistens bekommen wir für diese großen Kreuze auch große Kräfte. Aber die alltäglichen Kreuze sind die große Herausforderung für die Selbstverleugnung.

Der selige John Henry Newman weist darauf hin, dass das Er-Tragen des "Alltagskreuzes" noch nicht genügt. Er sagt, wir sollen "täglich Gelegenheiten zur Selbstverleugnung förmlich aufspüren... Nehmt euch vor, in den belanglosen Dingen anderen zu gefallen zu sein, in kleinen Dingen anders zu handeln als sonst, es euch eher eine Unbequemlichkeit kosten zu lassen, als dass ihr der täglichen Selbstdisziplin aus dem Weg geht". Newman spricht hier ein Wort aus, das fast vollständig aus unserer Wortschatz der Verkündigung und des christlichen Alltags verschwunden ist: das Wort Abtötung. Er meint das ganz einfach in den alltäglichen Dingen. "Schon das Aufstehen sei eine Überwindung. Eure Mahlzeiten seien eine Gelegenheit, euch abzutöten". Und er bezieht sich dabei auf Paulus, der von sich sagte: "Ich züchtige und unterwerfe meinen Leib, damit ich nicht anderen predige und selbst verworfen werde" (1 Kor 9,27).

Newman ist nüchtern genug, um zu wissen, dass "dies alles eine harte Lehre ist; hart sogar für jene, die sie annehmen und aufs Genaueste zu beschreiben verstehen. Im Herzen und im Leben selbst der Besten gibt es so viel Unvollkommenheiten und Zwiespältigkeiten, dass ständige Bußgesinnung Hand in Hand gehen muss mit unseren Bemühungen gehorsam zu sein. Da bedürfen wir sehr der Gnade des Blutes Christi, damit wir von der täglich neuen Schuld gereinigt werden" (Aus Pfarr- und Volkspredigten, I. Bd, Stuttgart 1948, S. 64-80; www.newmanfriendsinternational.org/german/?p=61).

Wir wissen, in den kleinen Alltagsdingen bewährt sich die Nachfolge des Kreuzes. "Freunde des Kreuzes Christi" werden, verlangt nicht nur Selbstverleugnung, den Sieg über die eigene Selbstbezogenheit, sondern bedeutet vor allem positiv die Gesinnung haben, die in Christus war. Der heilige Thomas von Aquin weist darauf hin, dass es nicht so sehr auf die Schwere des Opfers ankommt, sondern auf die Größe der Liebe. "Er [Christus], hat mich geliebt und sich für mich hingegeben (Gal 2,20). Nicht die Blutigkeit des Kreuzes, nicht die Menge des Leidens, die Schrecklichkeit der Schmerzen Jesu am Kreuz haben uns erlöst, sondern allein die Liebe, die Liebe, die bis zum Letzten geht." (vgl. Thomas v. A. Summa Theologiae III, 9) "Die Liebe Christi drängt uns, da wir erkannt haben: Einer ist für alle gestorben. Er ist aber für alle gestorben, damit die Lebenden nicht mehr für sich leben, sondern für den, der für sie starb und auferweckt wurde" (2 Kor 5,14-15).

Kreuzesnachfolge ist nichts anderes, als erfasst werden von der Liebe Christi. Es gibt in dieser Nachfolge Erfahrungen, die wie Wendepunkte sind, wo vorher und nachher einen Unterschied ausmachen, an denen das Leben mit Christus und für Christus eine ganz neue Dimension bekommt. Das hat sehr oft mit konkreten Kreuzeserfahrungen zu tun. Die selige Mutter Teresa von Kalkutta erinnert sich an einen solchen Wendepunkt in ihrem Leben. Sie sagt einmal: "Wenn ich, die Mutter, nicht als Erste jene an Gesicht, Beinen u.s.w. von Ratten zerfressene Frau aufgelesen hätte, hätte ich niemals Missionarin der Nächstenliebe sein können. Aber ich bin zurückgekehrt, habe sie aufgelesen und ins Campbell-Hospital gebracht. Hätte ich das nicht getan, wäre die Kongregation daran gestorben. Ekel zu spüren ist menschlich. Wenn wir unseren hingebenen und unentgeltlichen Dienst anbieten, ohne auf solche Gefühle zu achten, werden wir uns heiligen" (Mutter Teresa, Beschaulich inmitten der Welt. Geistliche Weisungen, Johannes Verlag, Einsiedeln, Freiburg 1990, S. 139).

Kreuzesnachfolge kann an solchen Wendepunkte geschehen, wenn wir im Notleidenden, vielleicht im schrecklich Notleiden Christus erkennen. In den Ärmsten Christus sehen, das hat Mutter Teresa zur Gründerin ihrer Gemeinschaft gemacht. Sie erzählt gerne ein Beispiel von der heiligen Elisabeth von Thüringen. "Eines Tages gab die hl. Elisabeth einem Aussätzigen Gastfreundschaft und ließ ihn auf dem Bett ihres Gatten ruhen. Als die Schwiegermutter das

sah, ergriff sie die Gelegenheit, ihren Sohn gegen seine Frau aufzuhetzen. Der Gatte lief erzürnt ins Zimmer, aber zu seiner Überraschung erblickte er auf seinem Bett die Gestalt Christi. Elisabeth, so sagt Mutter Teresa, war dieses Wunder geschenkt worden, weil sie überzeugt war, in dem Aussätzigen Christus zu pflegen" (op.cit., 139 f).

Diese Erfahrung ist mir nicht fremd, auch wenn ich selber weit davon entfernt bin, sie wirklich tief zu leben. Ich kenne Menschen, Zeugen, die das glaubwürdig heute leben, die im Notleidenden Christus begegnen. Ich könnte viele Beispiele nennen, auch Sie könnten Beispiele nennen, Sie könnten davon erzählen.

IV. Not und Leid

Ich möchte zum Abschluss auf zwei Dimensionen der Kreuzesnachfolge kurz zu sprechen kommen, nämlich das Kreuz angesichts ganz großen und schweren Leidens und das Kreuz in der letzten Stunde. Das Kreuz können wir nur lieben, wenn wir den gekreuzigten Herrn lieben, das heißt immer auch den Auferstandenen, der aber als der Auferstandene für uns Hingegebene bleibt mit seinen Wunden. Was aber machen wir angesichts des unsäglichen, erschütternden Leidens, dem wir in dieser Welt begegnen können? Dieses Leid scheint manchmal dermaßen groß, dass es einem die Rede verschlägt. Das Leid in der Welt ist oft so überwältigend, dass man wie benommen davor steht. Ich las vor wenigen Tagen einen ausführlichen Artikel im "profil" über die Praxis der Folter weltweit. Ich war fassungslos. Man weiß das, denkt aber doch nicht daran. Es ist unvorstellbar, was heute, in dieser Stunde an Folter geschieht! Oft denke ich in der Nacht an die Gefängnisse. Ich habe vor kurzem einen Übersichtsbericht über den Zustand der Gefängnisse in den meisten Teilen der Welt gelesen. Immer wenn diese Stelle im Psalm kommt: "Du hörst den Schrei der Gefangenen" (vgl. Ps 69,34), muss ich an diese Wirklichkeit unserer heutigen Welt denken, das unvorstellbar viele Elend in den Gefängnissen dieser Welt. Denken wir an den Menschenhandel, auch unter unseren Augen hier in Wien, ohne dass wir es merken. Wie viel Elend an sexueller Ausbeutung, an Gewalt, an Angst. Das ist Kreuz pur, in der ursprünglichen Grausamkeit, mit der es erfunden wurde, um Menschen zu Tod zu bringen. Was sagen wir angesichts dieser Masse an Leid, an Unmenschlichkeit im Blick auf das Kreuz? Heute ist Dr. Stelzer, Vizegeneralsekretär der Vereinten Nationen unter uns, der in der UNO eine leitende Funktion hat und mit dem schweren Bereich der Menschenrechtsverletzungen befasst ist. Was für eine Unmenge an Leid und Elend! Ist demgegenüber unser ganzes Reden von der Liebe zum Kreuz, zum Gekreuzigten, nicht reine Ohnmacht?

Ich erinnere mich an mein erstes Referat im Gymnasium in der 4. Klasse über Henri Dunant, den Gründer des Roten Kreuzes, gesprochen. Was hat sich doch durch die Initiative dieses einen Mannes geändert, im Zeichen des Kreuzes, auch wenn es säkular ist und nicht mehr unbedingt als das christliche Kreuz gesehen wird. Wieviel selbstloser, bedingungsloser Hilfsdienst weltweit, wieviel Wiedergutmachung des Schrecklichen, das unter dem Zeichen des Kreuzes geschehen ist! In zahllosen Initiativen humanitärer Hilfe wirkt das Kreuz Christi weiter, auch wenn es nicht ausdrücklich genannt wird. Es ist die verborgene, reale Quelle selbstvergessener Hingabe und Hilfsbereitschaft. Hier ist der Gekreuzigte wirklich am Werk. Das Kreuz in extremis, in der letzten Lebensstunde. Angesichts all der Not ist das Kreuz Christi Zuflucht. Wir sollten oft beim Kreuz Christi Zuflucht suchen, dem Gekreuzigten und Auferstandenen all das Kreuz des Leidens hinhalten. Es gilt aber auch, das Kreuz selber zu umarmen. Ja zu sagen zu dem Kreuz, das uns zugemutet ist und im Leid, in Angst und Hilflosigkeit und Überforderung das Kreuz zu umarmen, das heißt immer den Gekreuzigten ans Herz drücken. Wie viel Trosterfahrungen, Heilserfahrungen von Sterbenden könnten Sie hier erzählen!

Ein Beispiel wäre die wunderbare Stelle in der Autobiographie der kleinen heiligen Theresia über Pranzini, den Mörder, für den sie als 14jährige inständig gebetet hat. Kurz vor seiner Enthauptung, er hatte alle religiöse Hilfe abgelehnt, dreht er sich plötzlich um, ergreift das Kreuz, das der Priester ihm hält, küsst es dreimal innig und dann geht in den Tod. Ich schließe sehr persönlich, mit einem Wort meines Vaters. Übermorgen sind es 33 Jahre her, dass er an Krebs gestorben ist. Das Wort kurz vor seinem Tod gesagt, habe ich seither nie vergessen: "Ich habe einen Satz gelesen, der mich sehr beeindruckt hat. Er lautete: Die Vorderseite vom Kreuz ist Leid und Tod. Die Rückseite ist Auferstehung und Freude".

"Geht hinaus in die ganze Welt!" (Mt 28,19-20) - Aus Schülern werden Lehrer

Wortlaut der 7. Katechese von Kardinal Dr. Christoph Schönborn am 22. April 2012 im Stephansdom in Wien.

Lasset uns beten!

Herr Jesus Christus, Du hast gesagt: Einer ist euer Lehrer, Christus, ihr alle seid Brüder. Lass uns bei Dir in die Schule gehen, lass uns von Dir lernen von Deinem Wort, von Deinem Herzen, von Deinem Leben, Deinem Sterben und Deinem Auferstehen. Mach uns bereit, gesendet zu werden, damit wir selber geben können, was wir empfangen haben. So bitten wir Dich, der Du mit dem Vater und dem Heiligen Geist lebst und herrscht, heute und in Ewigkeit. Amen.

In dieser Katechese geht es um die einfache Frage: Wie werden die Schüler zu Lehrern? Wie werden die, die Jesus in seine Schule genommen hat zu denen, die er als Missionare, als seine Zeugen aussenden kann?

Vor Kurzem noch war ich auf dem Berg der Seligpreisungen in Galiläa. Dorthin hatte der auferstandene Herr die Apostel bestellt, dort ist er ihnen erschienen. Der heilige Matthäus berichtet uns, die Apostel fielen vor ihm nieder in Ehrfurcht und Anbetung, einige hatten noch Zweifel. Jesus spricht sie an: "Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden, darum geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern [zu meinen Schülern kann man auch übersetzen]. Tauft sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehrt sie alle befolgen, was ich euch geboten habe" (Mt 28,17-20).

I.

Wie wir schon zu Beginn dieser Katechesen gesehen haben, bedeutet das Wort "macht sie zu meinen Jünger" wörtlich: "macht sie zu meinen Schülern". Schüler sind dazu da, um etwas zu lernen. Die Aufgabe der Lehrer ist, neue Schüler zu machen, zu lehren. Die Jünger Jesu sollen also die, die sie zu Schülern Jesu gemacht haben, auch lehren. Alles das, was sie von ihrem Lehrer gehört haben, sollen sie ihnen weitergeben. Sie erhalten den Auftrag weiterzugeben, was sie vom Herrn gelernt haben. So versteht Paulus seine Aufgabe, wenn er sagt: "Was ich vom Herrn selber empfangen habe, das gebe ich euch weiter" (1Kor 11,23). Sie sollen nicht ein bisschen weitergeben, stückweise, sondern alles. "Alles, was ich euch aufgetragen habe" (Mt 28,20), sollt ihr die anderen lehren, die durch euch meine Jünger werden. Aber was ist dieses alles? Steht das irgendwo geschrieben? Wo finden die Apostel, die Jünger dieses alles? Die Schüler, die zu Lehrern geworden sind, sollen die ganze Lehre des Meisters weitergeben. Aber wo steht diese Lehre? Wie kann man überprüfen, ob die Lehrer die Lehre des Herrn wirklich weitergeben oder ob sie sie nicht verkürzen, nicht eigenes hineinmischen, ob nicht im Lauf der Zeit, der Jahre und Jahrhunderte die Lehre Jesu verändert, verfälscht wurde? Inzwischen sind 2.000 Jahre vergangen. Ist die Lehre nicht längst etwas anderes geworden, als das was Jesus ursprünglich gelehrt hat? Die Apostel haben ihn noch selber gehört, sie waren Ohren- und Augenzeugen. Er hat sie selber geschult und sie waren seine direkten persönlichen Schüler. Solange es die Augen- und Ohrenzeugen gab, konnten sie sich auch gegenseitig kontrollieren, wenn sie erzählt haben, was Jesus gelehrt hat. Da konnte einer sagen: Nein, das hat er nicht so gesagt, sondern so! Sie konnten ihre Erinnerungen austauschen und gegenseitig überprüfen, kontrollieren, ob sie wirklich die Lehre Jesu genau weitergegeben haben. Aber nach dem Tod des letzten Apostels, wer konnte da garantieren,

dass die Lehre Jesu nicht allmählich verfälscht wurde? Hat sich da nicht im Lauf der Jahrhunderte vieles um die Lehre Jesu angelagert, dass sie verdeckt, verstellt, unkenntlich macht? Woher wissen wir heute, was Jesus wirklich gelehrt hat, was ursprünglich seine Lehre war?

Der Katechismus der Katholischen Kirche gilt als eine authentische, gültige Zusammenfassung der katholischen Glaubenslehre heute. Aber was im Katechismus ist wirklich Lehre Jesu? Aber davor muss vielleicht noch eine andere Frage gestellt werden. Hatte Jesus überhaupt eine Lehre? Gibt es so etwas wie eine beschreibbare, klar definierte Lehre Jesu? Haben wir nicht immer schon "gefilterte" Berichte über das, was Jesus gelehrt, getan hat, durch die Brille der Zeitzeugen, durch die Brille ihrer Vorverständnisse, durch das, was sie mitgebracht haben an eigenen Vorstellungen und durch die Art, wie sie Jesu Worte, Taten und Lehren aufgenommen haben und somit die eigene Sichtweise weitergegeben haben? Wir haben nur die vier Evangelien und die anderen Schriften des Neuen Testaments. Anders kommen wir gar nicht an Jesus heran. Aber kommen wir hinter die Autoren des Neuen Testaments direkt zu Jesus? Oder haben wir immer nur das, was uns die Zeugen in ihrer Sichtweise berichtet haben. Eine Frage die jeder, der sich mit Theologie beschäftigt, kennenlernt und die manchen Probleme macht. Hat Johannes nicht ein anderes Bild von Jesus gezeichnet, als Matthäus? Und ist Markus nicht doch sehr anders als Lukas? Wo bleibt da Jesus selber? Jeder hat seinen Schwerpunkt, seine eigenen Akzente. Ist die Bergpredigt, wie Matthäus sie überliefert, wirklich die Lehre Jesu, an der wir festhalten sollen? Sind die Gleichnisse, die nur bei Lukas stehen wirklich Jesu Lehre oder die Deutung des Lukas? Und die vielen Reden Jesu, die das Johannesevangelium überliefert, sind die wirklich Lehre Jesu oder nicht vielmehr eine Auslegung des Theologen Johannes? Kurz: finden wir Jesus selber im Neuen Testament? Nur dann können wir von einer Lehre Jesu reden, von dem, was er wirklich selber seinen Jünger gesagt hat, was er sie zu lehren beauftragt hat.

Diese Frage hat mich als jungen Studenten sehr umgetrieben und ich merke immer wieder, dass sie auch Menschen bewegt, die sich heute mit Theologie beschäftigen und oft verwirrt reagieren. Nun haben wir das Glück, dass ein gewisser Joseph Ratzinger, Papst Benedikt XVI., uns gleich zwei dicke Bände über "Jesus von Nazareth" geschenkt hat. Er hat sich intensiv mit dieser Frage auseinandergesetzt und damit auch eine weltweite Diskussion ausgelöst: Können wir den Evangelien trauen? Zeigt das Bild, das die Evangelien von Jesus zeichnen, wirklich Jesus, oder nicht doch eine Übermalung, eine Darstellung, wie es viele Jesusbilder und Christusbildungen unterschiedlichster Art gibt? Papst Benedikt XVI. hat die moderne Bibelwissenschaft nicht vernachlässigt, er kennt sie wie kaum jemand anderer unter den großen Theologen unserer Zeit. Er hat sich sein Leben lang intensiv mit dem Wort Gottes, mit der Bibel, besonders mit dem Neuen Testament auseinandergesetzt und auch mit der Exegese, der Bibelwissenschaft. Er sagt selber, er wolle, ohne die moderne Exegese zu vernachlässigen, "doch den Versuch machen, einmal den Jesus der Evangelien als den wirklichen, als den ‚historischen Jesus‘ im eigentlichen Sinn" darstellen. Und er sagt: "Ich denke, dass gerade dieser Jesus - der der Evangelien - eine historisch sinnvolle und stimmige Figur ist" (Jesus von Nazareth I,20-21). Wenn wir einen sicheren Zugang zur Lehre Jesu haben wollen, wenn wir die weitergeben sollen, müssen wir das haben, dann dürfen wir den Evangelien vertrauen. "Lehrt sie alle halten, was ich euch gelehrt habe." Alles, was Jesus gelehrt hat, finden wir zuerst in den Evangelien. Sie sind die reine Quelle der Lehre Jesu. Ich zitiere dazu eine große Theologin, Thérèse von Lisieux. Sie ist schon mit 24 Jahren gestorben und hatte nie einen Lehrstuhl an einer Universität, aber sie ist Kirchenlehrerin. In ihren autobiographischen Manuskripten steht: "Vor allem das Evangelium spricht mich während meiner inneren Gebete an; in ihm finde ich alles, was meiner armen Seele Not tut. Ich entdecke darin stets neue Einsichten, verborgene, geheimnisvolle Sinngehalte." (Ms. A, 83v; zit. Im KKK 127). Thérèse findet im Evangelium alles: "Lehrt sie alles halten, was ich euch gelehrt habe".

Der heilige Hieronymus sagt: "Unkenntnis der Schriften ist Unkenntnis Christi" (zit. KKK 133). Mich beeindruckt es immer neu, Menschen zu begegnen, die in der Heiligen Schrift wirklich "zu Hause" sind, die wirklich das Wort Gottes "verschlungen" haben wie der Prophet Jeremia einmal sagte: "Wenn sich Dein Wort einstellte, dann habe ich es verschlungen" (vgl. Jer 15,16). Menschen, die nach dem Wort Gottes hungern und dürsten, Menschen die innerlich vom Wort Gottes geprägt sind. Es wird mehr und mehr zum Wort, aus dem sie leben, zum Wort, das gewissermaßen ihre Lebenssubstanz ist.

II.

Es muss schon etwas Einzigartiges gewesen sein, Jesus als Lehrer zu erleben: "Als Jesus diese Rede beendet hatte, war die Menge sehr betroffen von seiner Lehre; denn er lehrte sie wie einer, der göttliche Vollmacht hat und nicht wie ihre Schriftgelehrten" (Mt 7,28-29). Seine Jünger scheinen etwas von der Kraft seiner Lehre mitbekommen zu haben und dann selber etwas davon ausgestrahlt zu haben. Denn nach Ostern und nach Pfingsten treten sie mit großer Vollmacht und großer Autorität auf. "Tag für Tag lehrten sie unermüdlich im Tempel und in den Häusern und verkündeten das Evangelium von Jesus, dem Christus", so heißt es in der Apostelgeschichte (Apg 5,42). Und immer wieder dazu das Wort "metaparesias", mit Zuversicht, mit Kraft, mit Autorität. Die Lehre Jesu lebt weiter in der Lehre der Apostel. Das hat erstaunliche, überraschende Kraft, die ganze Apostelgeschichte gibt uns viele Zeugnisse davon, etwa die Heilung des gelähmten Bettlers an der goldenen "schönen Pforte" des Tempels. Darüber werden Petrus und Johannes vor dem Hohen Rat verhört, und es heißt: "Als der Hohe Rat den Freimut des Petrus und Johannes sahen und merkten, dass es ungelehrte und einfache Leute waren, wunderten sie sich." Im Griechischen steht da "agrammatotai kai idiotai", ungelehrt, nicht studiert, schlichte und einfache Leute. Und sie wunderten sich darüber, dass sie mit einer solchen Kraft und Klarheit verkündigten. Daran sieht man, die Lehre der Apostel ist Weitergabe der Lehre Jesu, sie besteht nicht in ausgeklügelten Theorien, sondern ist kraftvoll und klar. Diese Lehre hat ein einziges Thema: Jesus Christus, den Herrn. Über ihn können sie unmöglich schweigen. Sie können seinen Namen nicht mehr verschweigen, sie müssen über ihn reden, obwohl der Hohe Rat verlangt, dass sie nie wieder im Namen Jesu predigen und lehren dürfen. Man hat sie also erlebt als Menschen, die den Namen Jesu predigen und lehren. Die Apostel antworten: "Unmöglich können wir schweigen, über das, was wir gesehen und gehört haben" (Apg 4,20).

So war das damals am Anfang: sie verkündeten und lehrten die Person Jesu Christi. Das war das Neue, das war der Neue, der wesentliche Inhalt ihrer Lehre. Aber ist es dabei geblieben?

Haben sich nicht inzwischen in den 2.000 Jahren weitere Lehre daran gehängt, herum gruppiert, die es viel schwieriger machen zu sagen, worin nun wirklich die Lehre Jesu besteht, was später dazugekommen ist?

Heuer wird es 50 Jahre, dass das II. Vatikanische Konzil begonnen hat und der Heilige Vater hat ein Jahr des Glaubens ausgerufen, das mit dem 11. Oktober, der Eröffnung des Konzils vor 50 Jahren, beginnen soll. Es ist auch 20 Jahre her seit der Veröffentlichung des Katechismus der Katholischen Kirche, der bewusst am 11. Oktober 1992, 30 Jahre nach Konzilsbeginn veröffentlicht wurde. Noch einmal die Frage: Ist das alles, was das Konzil lehrt, was der Katechismus lehrt, "Lehre Jesu"? Das ist doch viel zu kompliziert! Ist Jesus nicht viel einfacher? Passt das noch zu den unstudierten und ungelehrten Aposteln, die vor dem Hohen Rat standen? Muss man dieses ganze Gepäck der Glaubenslehre im Rucksack haben, um heute ein Christ sein zu können? Andererseits stellen wir fest, dass die Kenntnis des Glaubens, der Glaubenslehre, in weiten Bereichen des Volkes Gottes ganz dramatische Defizite aufweist. Man spricht heute vom "Analphabetismus" der Christen in Glaubenssachen. Papst Benedikt hat wohl deshalb das "Jahr des Glaubens" ausgerufen, damit

wir wieder bessere Schüler und bessere Lehrer der Lehre Jesu werden. Aber noch einmal die Frage: Wo finden wir mit all den vielen Lehren, den dicken Büchern, die Mitte der Lehre Christi, sozusagen ihren lebendigen Kern? Wenn das nicht Sache von Gelehrten und Spezialisten sein soll, sondern gerade von den Einfachen, dann muss die Lehre Jesu auch zugänglich und erreichbar sein, versteh- und lebbar, für die besonders, denen Jesus die Erkenntnis und die Kenntnis seiner Lehre besonders zugesprochen hat. Sie erinnern sich an den Jubelruf Jesu: "Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du alles das den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber offenbart hast" (Mt 11,25).

III.

Die "Lehre Christi" muss für einfache Menschen doch zugänglich sein! Das entspricht auch meiner Erfahrung. Ich habe oft bei ganz einfachen Menschen in besonderer Tiefe die Kenntnis der Lehre Jesu erfahren. Und immer wieder hat mich die Frage bewegt: Woher haben sie diese Kenntnis? Woher kommt dieses tiefe Verstehen, diese unerschütterliche Klarheit über den Herrn und über seine Lehre? Den denkerischen Zugang zu dieser für mich ganz festen Gewissheit habe ich vor vielen Jahren, vor genau 33 Jahren, in einer Predigt von Kardinal Ratzinger gefunden, die er als Erzbischof von München am 31. Dezember, zu Silvester 1979 im Münchner Dom gehalten hat. Ich halte diese Rede für eines der ganz großen Meisterstücke dieses großen Lehrers. Bevor ich auf diese Predigt eingehe, die unser Thema zentral angeht, möchte ich noch eine kleine Bemerkung des heiligen Johannes Chrysostomus vorausschicken in seiner Auslegung der Schlussworte des Matthäusevangeliums "... und lehrt sie alles halten, was ich euch gelehrt habe". Er sagt, dass der Auftrag Jesu: "Lehrt sie alles zu befolgen, was ich euch geboten habe...", unmittelbar nach dem Taufbefehl steht. "Geht zu allen Völkern, macht alle Menschen zu meinen Jüngern, tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehrt sie alles halten". Chrysostomus kommentiert das: "Jesus befiehlt ihnen, die Lehre von der Taufe, die er ihnen als Zusammenfassung der gesamten Lehre anvertraut, über den Erdkreis auszugießen" (Homilie 90 bzw. 91 in Mt, zu Mt 28,11-20, Üs. Prinz Max von Sachsen, Regensburg 1911, 615).

Die Lehre Jesu sieht der heilige Johannes Chrysostomus als die Lehre von der Taufe; die Tauflehre, die Taufkatechese, die Summe der Lehre Jesu. Nicht umsonst hat die alte Kirche das Katechumenat, die Vorbereitung für die Taufe der Erwachsenen, als besonders wichtig und unumgänglich betrachtet. Im Katechumenat wird ihnen die Lehre Jesu vermittelt, eingepägt. Sie soll vor allem innerlich aufgenommen werden. Genau hier bei dieser Frage, was uns die Taufe lehrt, was wir in der Taufe übereignet bekommen haben, setzt die Predigt von Kardinal Ratzinger an. Es ging damals - ich erinnere mich noch sehr genau, ich war damals ein junger Professor in der Schweiz, dort hat das besonders hohe Wellen geschlagen - um den Entzug der Lehrerlaubnis für Professor Hans Küng, der Schweizer Theologe, Professor in Tübingen, Kollege von Professor Ratzinger, damals in Tübingen. Papst Johannes Paul II. war gerade ein Jahr Papst. Man hatte ihn begeistert begrüßt, den Papst, der "aus einem fernen Land" kommt, den ersten nicht-italienischen Papst. - Es war wie eine kalte Dusche. Er entzieht dem berühmten Professor Hans Küng die Erlaubnis, im Namen der Katholischen Kirche zu lehren. Plötzlich stand Papst Johannes Paul II. als erkonservativ und als Feind der Freiheit da. Und die ganze Frage des kirchlichen Lehramtes stand ganz virulent in der Diskussion. Der Entzug der "missio canonica", also der Erlaubnis im Namen der Katholischen Kirche zu lehren, wurde vielfach, so erinnert Kardinal Ratzinger, als autoritäre Unterdrückungsmaßnahme gebrandmarkt, als Angriff auf das heilige Ur-Recht der Freiheit. Ich kann mich erinnern, wie heftig diese Debatte damals in der Schweiz geführt wurde. Die freie Meinungsäußerung schien aus der Kirche verbannt zu sein, Menschenrechte gewissermaßen mit Füßen getreten. In dieser Diskussion ging es vor allem um die Frage des Christusbekenntnisses. Ich kann mich noch gut erinnern. Nachdem Hans Küng 1974 sein Buch "Christsein" veröffentlicht hatte, stellte Kardinal Höfner ihm die Frage: "Sagen Sie klar

und deutlich: Glauben Sie, dass Jesus, der Christus, der Messias, Sohn des lebendigen Gottes ist?" Die Antwort war ausweichend. Hans Küng sprach in seinem Buch "Christsein" von Jesus als dem "Sachwalter Gottes". Aber das klare Bekenntnis zu ihm als Sohn des lebendigen Gottes, blieb aus. Die Debatte spitzte sich dann zu auf die Frage: Gibt es überhaupt Formeln des Glaubens, auf die man verpflichtet kann? Kann man überhaupt den Glauben in Formeln fassen? Lässt sich die Lehre Jesu, lässt sich das, was die Person Jesu betrifft, auf Begriffe, auf lehrmäßige Sätze zurückführen? Wenn ja, welche Aussagen passen auf Jesus? Passen diese Aussagen immer, auch heute, oder nur damals in bestimmten Zeiten und Kulturen?

Kardinal Ratzinger ging damals in der Silvesterpredigt der Frage nach: "Der christliche Glaube ist ... von Anfang an unter der Formel aufgetreten: Ich glaube, dass dies so uns so ist. So deutlich hat Paulus das im 6. Kapitel des Römerbriefes herausgestellt. Im Vers 17 sagt Paulus, die für uns von höchster Bedeutung stehende Aussage: ‚Gott sei gedankt: ihr wart Sklaven der Sünde, und seid vom Herzen gehorsam geworden gegenüber dem Typos der Lehre, in den hinein ihr übergeben worden seid‘". So lautet wörtlich übersetzt eine etwas seltsame, schwierige Formulierung. Kardinal Ratzinger kommentiert sie.

Lassen Sie mich zuerst etwas über den Gehorsam sagen, weil Paulus das anspricht: ihr seid vom Herzen her gehorsam geworden gegenüber der Lehre. Ratzinger sagt: "Der Gegensatz zur Sklaverei, zur Unfreiheit ist für Paulus nicht die Bindungslosigkeit, sondern der von Herzen her kommende Gehorsam". "Vom Herzen gehorsam", das ist keine sklavische Unterwerfung, sondern das liebende Einschwingen in den Willen des Anderen, im Vertrauen, in Freiheit. Jesus hat seinen Gehorsam dem Vater gegenüber gelebt, im vollen Vertrauen in Freiheit, Einschwingen in seinen Willen. Gerade der Ungehorsam dem Willen Gottes gegenüber wurde zur Ursache unserer Unfreiheit. Der Gehorsam dem Willen Gottes gegenüber ist Freiheit. In der ganzen Debatte um den "Aufruf zum Ungehorsam" sollten wir viel ernsthafter das christliche Verständnis des Gehorsams thematisieren. Eines ist klar: die Schüler Jesu, seine Jünger, können selber nur Lehrer des Glaubens werden, wenn sie "vom Herzen gehorsam" sind, nämlich hörend auf den Willen und das Wort Gottes.

Kardinal Ratzinger: "Aber nun ist da noch etwas sehr Wichtiges: Der Gehorsam hat einen sehr konkreten Inhalt: Paulus bezieht ihn auf den ‚Typos von Lehre, dem ihr übergeben worden seid‘. Der Apostel weist damit ... auf das Glaubensbekenntnis beziehungsweise auf eine katechismusartige Formulierung der Lehre hin, die der Inhalt der Taufe ist".

Die Taufe ist nicht irgendein Ritual, sondern "ein inhaltlicher Vorgang": es ist das Eintreten in eine gemeinsame Form, in ein gemeinsames Glaubensbekenntnis, in den Glauben der Kirche.

Der Glaube hat sehr konkrete, "für jedermann verständliche inhaltliche Aussage(n)". Die Aussagen des Glaubens erklärt Kardinal Ratzinger mit einer hilfreichen Unterscheidung. Er sagt, die Glaubensaussagen sind "unerschöpflich", aber "nicht unfassbar und beliebig". Sie sind unerschöpflich, "und daher immer neu zu vertiefen", aber nicht unbestimmt, sodass jeder damit machen könnte, was er will. Glauben, dass Jesus der Christus ist, der Sohn des lebendigen Gottes, ist etwas ganz Bestimmtes, auch wenn es unerschöpflich ist. Paulus sagt etwas Eigenartiges: "Nicht die Tradition wird dem Täufling übergeben, sondern der Täufling der Tradition. Sie wird nicht sein Eigentum, das er beliebig gestalten kann, sondern er wird ihr Eigentum. Sie ist die größere Form, die ihn gestaltet und nicht umgekehrt". Paulus sagt: "Ihr wurdet dem Typos der Lehre übergeben". Nicht wir sind die Eigentümer des Glaubens, sondern wir werden dem Glauben übereignet. Wie der Jünger nur Schüler Jesu werden kann, wenn er sich ganz dem Meister übereignet und anvertraut, sich von ihm prägen lässt, so kann er erst recht nicht Lehrer sein, wenn er sich nicht ganz der Lehre Jesu übergeben hat. Die

Lehre Jesu ist das Maß, die Richtschnur, der "Kanon" der Lehre.

Für mich als jungen Theologiestudenten war das ein einschneidendes Erlebnis. Ich möchte als persönliches Zeugnis sagen, wie ich das erlebt, innerlich erfasst habe. Wir hatten in Fribourg eine charismatische Gebetsgruppe. Es waren die Jahre, wo die charismatische Erneuerung noch sehr jung war. Ich war in dieser Gebetsgruppe "einfaches Mitglied", ich als Pater und

Universitätsprofessor. Die Gebetsgruppe wurde von einem Mann geleitet, François Baetig, der ein Gärtner war. Und er war mir ein echter Lehrer, ein Lehrer in Sachen Jesu. Nicht nur wegen seiner nüchternen und tiefen Frömmigkeit, sondern auch wegen seinem ganz sicheren Gespür für das, was der Glaube lehrt und was nicht zum Glauben gehört. Dieses ganz sichere Gespür für die Lehre des Glaubens hatte er nicht von einem Universitätsstudium. Er hatte nicht Theologie studiert an der Uni, sondern er hatte eine innere Erkenntnis, die aus einer langen Glaubenserfahrung, aus einem tiefen Gebetsleben, aus einer gelebten Vertrautheit mit dem Herrn kam. Wenn François von der Eucharistie sprach, dann wusste ich, er spricht von der Wirklichkeit. Wenn ich Vorlesungen über die Eucharistie gehalten habe, was ich oft gemacht habe, akademische Vorlesungen, war da sehr viel Wissen, sehr viel Historisches, Theologisches, Reflektiertes, aber mir war immer klar, François, Leiter unserer Gebetsgruppe, weiß, wovon er spricht, wenn er von der Eucharistie spricht. Es war ihm keine angelesene Theorie, sondern gelebte Kenntnis. Natürlich kannte er seinen Katechismus, damals lernten ihn die Jugendlichen noch. Ich denke, das ist heute einer der großen Nöte unserer Generationen, dass wir die Grundkenntnisse, die wir früher durch den Katechismus bekommen haben, auch formelmäßig nicht mehr haben. Ich denke bei manchen Begegnungen mit Muslimen, mit welcher Präzision sie ihren "Katechismus" aufsagen können, sicher angelehrt, aber sie können es. Unsere jüngere Generation hat diesen Halt nicht mehr mitbekommen und tut sich dementsprechend schwer zu sagen, was eigentlich Kern der Lehre Christi ist, worin sie besteht und was sie konkret auch an Formulierungen bedeutet. Aber bei unserem Gärtner François war das nicht nur Katechismuswissen. Ich habe oft darüber nachgedacht, auch theologisch, sozusagen vom Fach her: Was war das eigentlich? In diesem Nachdenken war für mich die Silvesterpredigt von Kardinal Ratzinger damals 1979 ein "Schlüsselerlebnis". In seiner Auseinandersetzung mit Hans Küng bezog sich der Münchner Erzbischof auf die Tageslesung vom 31. Dezember aus dem ersten Johannesbrief. Da heißt es: "Meine Kinder, es ist die letzte Stunde. Ihr habt gehört, dass der Antichrist kommt, und jetzt sind viele Antichristen gekommen... Ihr habt die Salbung von dem, der heilig ist, und ihr wisst es alle... wer leugnet, dass Jesus der Sohn ist, hat auch den Vater nicht; wer bekennt, dass er der Sohn ist, hat auch den Vater. Für euch gilt: Was ihr von Anfang an gehört habt, das soll in euch bleiben; wenn das, was ihr von Anfang an gehört habt, in euch bleibt, dann bleibt ihr im Sohn und im Vater. Dies habe ich euch über die geschrieben, die euch in die Irre führen. Für euch aber gilt: Die Salbung, die ihr von ihm empfangen habt, bleibt in euch, und ihr braucht euch von niemand belehren zu lassen. Alles was seine Salbung euch lehrt, ist wahr und keine Lüge. Bleibt in ihm wie es euch seine Salbung gelehrt hat" (1 Joh 2,18-27). Kardinal Ratzinger zeigt dann in dieser langen Predigt, was die konkrete Situation ist, die der Apostel Johannes in diesem Brief im Blick hat: die Gnosis. Diese damals aufkommende Lehre hat versucht, für die Gebildeteren das Christentum symbolisch zu interpretieren. Gottes Sohnschaft, jungfräuliche Empfängnis, Kreuzestod, Auferstehung, leeres Grab, alles nur symbolisch; die Wunder Jesu, alles nur symbolisch. Für die "feineren Geister", die Gebildeteren, wollte man nicht etwas so Rohes, Wörtliches, wie das die "primitiven Leute" sahen, das war etwas für feinere Geister, ein Christentum, das dem Zeitgeist der damaligen eingängig war. Genau diese Situation zeichnet Kardinal Ratzinger als das, worum es in der Auseinandersetzung mit Hans Küng ging. Ist das Christentum, ist die Lehre von Jesus für die "Primitiven" etwas Wörtliches und für die "Gescheiteren", die Gebildeten etwas Symbolisches? Sind nur die einfachen Gläubigen primitiv, dass sie glauben, dass die Wunder Jesu wirklich so geschehen sind, dass er wirklich von Jungfrau Maria empfangen wurde oder vom Heiligen Geist, dass er wirklich auferstanden ist, so wie es uns das Evangelium sagt? Genau um diese Auseinandersetzung ging es. Ich erinnere mich an eine liebe Verwandte, die damals das Erfolgsbuch von Hans Küng "Christsein" las, und am Schluss sagte: "Dieses Buch hat mich von vielem befreit". Ich fragte sie: "Wovon hat es dich befreit?" Dann hat sie aufgezählt, dass Jesus von der Jungfrau Maria empfangen sei und dass die Wunder wörtlich

zu nehmen sind und dass er leiblich auferstanden ist. Dann habe ich sie gefragt: "Was bleibt dann am Schluss übrig?" Da war sie dann sehr nachdenklich und hat gemerkt, diese Befreiung ist das Ende des Glaubens, da geht es wirklich um das Wesentliche. Bleibt vom Christentum nur ein allgemeines "Weltethos" übrig, ein allgemeiner Humanismus, der mit christlichen

Worten verbrämt wird? Dieser ist aber gepaart mit dem Anspruch echter Wissenschaftlichkeit, sozusagen "Wissensstand auf der Höhe der Zeit", während der kirchliche Glaube und sein realistisches Verständnis als primitiv, vorwissenschaftlich, unaufgeklärt hingestellt wird. Das geht bis heute so weiter, wenn Hans Küng nun seinerseits ein Jesusbuch herausbringt mit dem Anspruch, das dies jetzt das wissenschaftliche, das vernünftige sei, im Unterschied zum Jesus-Buch des Papstes.

Zurück zur Predigt von Kardinal Ratzinger. Dieser Verächtlichmachung des einfachen Glaubens durch die Intellektuellen und ihre Auslegungskünste stellt Johannes den Satz entgegen: "Ihr habt die Salbung und ihr alle seid Wissende... Ihr kennt die Wahrheit... Die Salbung bleibt in euch und ihr braucht euch von niemand belehren zu lassen". Ratzinger erklärt: Johannes meint mit der "Salbung" zuerst Christus selber, "ihr habt Christus, den ‚Gesalbten‘, und ihr braucht euch nicht belehren zu lassen". Er selber lehrt uns alles, ihn zu haben, ihn zu kennen, ihn zu lieben ist der Weg, seine Lehre zu kennen. Er ist sie "in Person". Das Wort "Salbung" bezieht sich aber auch auf "die Taufe und den in der Taufe übermittelten gemeinsamen Glauben. Was Johannes hier schreibt, ließe sich also auf die Formel bringen: Nicht die Gelehrten bestimmen, was an dem Taufglauben wahr ist, sondern der Taufglaube bestimmt, was an den gelehrten Auslegungen gültig ist. Nicht die Intellektuellen messen die Einfachen, sondern die Einfachen messen die Intellektuellen. Nicht die intellektuellen Auslegungen sind das Maß für das Taufbekenntnis, sondern das Taufbekenntnis in seiner naiven Wörtlichkeit ist das Maß aller Theologie. Der Getaufte, im Taufglauben Stehende, braucht keine Belehrung. Er hat die entscheidende Wahrheit empfangen und trägt sie mit dem Glauben selbst in sich".

Diese Worte von Kardinal Ratzinger waren damals zum Jahreswechsel 1979-80 für mich die denkerische Bestätigung dessen, was ich als junger Professor ganz anschaulich mit dem Leiter unserer Gebetsgruppe erlebte. Wenn er, der einfache Gärtner, von den Dingen des Glaubens sprach, konnte ich wahrnehmen, dass diese Glaubensklarheit immer auch das Maß für meine theologische Lehrtätigkeit sein musste. Nie darf ich als "gelehrter Theologe" über dem Glauben der Einfachen zu stehen beanspruchen. Meine Aufgabe als Theologieprofessor war es, diesem Glauben zu dienen, seine Schönheit und Stimmigkeit darzustellen und ihn gegen Angriffe zu verteidigen.

Kardinal Ratzinger, der damals noch nicht Präfekt der Glaubenskongregation war, hat die Aufgabe des kirchlichen Lehramtes damals auf den Punkt gebracht: "Das kirchliche Lehramt schützt den Glauben der Einfachen; derer, die nicht Bücher schreiben, nicht im Fernsehen sprechen und keine Leitartikel in den Zeitungen verfassen können: Das ist sein demokratischer Auftrag. Es soll denen Stimme geben, die keine haben".

Ich durfte diese Erfahrung in meiner Tätigkeit als Theologieprofessor immer neu erleben: Stimme der einfachen Glaubenden zu sein. Durch das Studium, das Forschen, das Arbeiten mit den großen Meistern der Theologie, den Kirchenvätern, dem heiligen Thomas von Aquin, den geistlichen Lehrerinnen und Lehrern die Stimmigkeit der Glaubenslehre der Kirche aufzuzeigen und in ihr die lebendige Lehre Jesu zu vernehmen.

Kehren wir zur Ausgangsfrage zurück: Wie werden die Jünger, die Schüler Jesu zu Lehrern des Glaubens? Versuchen wir, die bisherige Antwort zusammenzufassen, ehe wir einen letzten Schritt zum Thema versuchen. Ein Erstes ist deutlich geworden: die echten Lehrer des Glaubens bleiben immer in der Schule des Meisters, bleiben Jünger und Jüngerinnen des Herrn. Nie haben wir ausgelernt, was es heißt, Ihm nachzufolgen. Das Leben mit Jesus, der vertraute Umgang mit ihm bleibt die Quelle, aus der alles Lehren strömt. Das gilt für die Eltern, die ihren Kindern den Glauben weitergeben wollen; das gilt für den

Theologieprofessor, der den Glauben reflektiert. Das ist meine eigene Erfahrung von 16 Jahren Lehrtätigkeit: So unerlässlich das gründliche und fleißige Studium ist, die wirklichen tiefen Einsichten kommen aus dem Umgang mit dem Herrn, wenn in der Betrachtung, im Gebet etwas "einleuchtet", von innen her erfasst wird. Das ist dann "die Salbung, die uns alles lehrt", wie Johannes sagt.

Ein zweites wurde deutlich: zum christlichen Lehrer des Glaubens gehört auch Wissen: ganz schlicht das Kennen der Heiligen Schrift, besonders der Evangelien. Aber auch jenes Grundwissen des Glaubens, das Paulus den "Typos der Lehre" nannte, im Glaubensbekenntnis zusammengefasst, ist nicht zuerst eine Sammlung von Sätzen, sondern besteht in Ereignissen und Tatsachen: dass Gott tatsächlich der Schöpfer aller Dinge ist, dass Jesus tatsächlich der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes ist, wirklich von Maria der Jungfrau empfangen, wirklich für uns Mensch geworden ist zu unserem Heil, wirklich gelitten hat, gestorben, begraben und wahrhaft auferstanden ist; und dass der Heilige Geist wirklich die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche trägt.

Die Lehre, die die Jünger weitergeben sollen, ist vor allem das Bekenntnis zu diesen Tatsachen. Worin besteht denn die Lehre des hl. Paulus? Er sagt es selbst ganz klar: "Denn als erstes habe ich euch überliefert, was auch ich empfangen habe: Christus ist für unsere Sünden gestorben, gemäß der Schrift, und ist begraben worden. Er ist am dritten tag auferweckt worden, gemäß der Schrift, und erschien dem Kephas, dann den Zwölf... Das ist unsere Botschaft, und das ist der Glaube, den ihr angenommen habt" (1 Kor 15,3-11).

IV.

Im heutigen Tagesevangelium sagt der Auferstandene zu den Jüngern, die im Abendmahlsaal versammelt sind: "So steht es in der Schrift: Der Messias wird leiden und am dritten Tag von den Toten auferstehen, und in seinem Namen wird man allen Völkern, angefangen in Jerusalem, verkünden, sie sollen umkehren, damit ihre Sünden vergeben werden. Ihr seid Zeugen davon. Und ich werde die Gabe, die mein Vater verheißen hat, zu euch herabsenden" (Lk 24,46-49).

Die Lehrer sollen nicht nur lehren, sondern Zeugen sein. Ein Wort von Papst Paul VI. ist berühmt geworden. In "Evangelii nuntiandi" vom 8. Dezember 1975 sagte er: "Der heutige Mensch hört lieber auf Zeugen als auf Gelehrte, und wenn er auf Gelehrte hört, dann deshalb, weil sie Zeugen sind" (Nr. 41). Dieses oft zitierte Wort ist ein treues Echo dessen, was Jesus seinen Jüngern gesagt hat: "Ihr werdet meine Zeugen sein" (Apg 1,8).

Zeuge heißt im Griechischen *martys*. Der Zeuge ist der Märtyrer. Wie werden die Schüler zu Lehrern? Indem sie zu Zeugen werden. Am Märtyrer wird klar, dass die Lehre, die Jesus seinen Jüngern aufträgt, vor allem ein Bekenntnis, ein Zeugnis ist: Es geht darum, sich öffentlich zu Jesus und zu seinem Namen bekennen; "Wer sich vor den Menschen zu mir bekennt, zu dem werde auch ich mich vor meinem Vater im Himmel bekennen" (Mt 10,32). Die Verkündigung des Evangeliums ist nicht ohne Feindschaft und Verfolgung möglich. Erik Peterson sagt es in seiner berühmten Schrift "Zeuge der Wahrheit" (1937, also schon mitten in der Nazizeit geschrieben): "Solange das Evangelium in dieser Welt verkündet wird - also bis an das Ende der Zeit - solange wird die Kirche auch Märtyrer haben" (op.cit S. 176; Ausgewählte Schriften, Bd. 1, Würzburg 1994, S.100).

Auch wenn nicht alle zum Martyrium berufen sind, so doch zum Zeugnis. Und zu diesem gehört das Kreuz. Das täglich auf sich zu nehmen, ist der Weg der Nachfolge. Aber nach dem Auftrag Jesu: "Lehrt sie alles halten, was ich euch geboten habe" steht das unverbrüchliche Wort der Verheißung: "Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt" (Mt 28,20).

"Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind..." (Mt 18,20) - Der Heilige Geist als innerer Lehrer

Wortlaut der 8. Katechese von Kardinal Dr. Christoph Schönborn am 13. Mai 2012 im Stephansdom in Wien.

Lasset uns beten!

Komm Heiliger Geist, Geist der Wahrheit, der Liebe, erleuchte unseren Verstand, stärke unseren Willen, wohne in unserem Gedächtnis, führe uns in alle Wahrheit, die da ist Christus, unser Herr, Amen.

In seinen Abschiedsreden, die er in der Nacht vor seinem Leiden im Abendmahlsaal gehalten hat, sagt Jesus: "Der Beistand aber, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, der wird euch alles lehren und an alles erinnern, was ich euch gesagt habe" (Joh 14,26). Heute, zwei Wochen vor Pfingsten möchte ich mit Ihnen diesen Lehrer, den Heiligen Geist, betrachten, den Jesus verheißen hat, den "inneren Lehrer", wie Augustinus sagt, den "anderen Beistand", wie Jesus ihn auch nennt. Jesus hat ihn versprochen, ihn am Ostertag und zu Pfingsten geschenkt. Und er hört nicht auf, ihn uns zu schenken, den "Parakletos". Man kann Parakletos übersetzen mit Anwalt, Fürsprecher, Advokat, aber auch Tröster. Jesus hat den Apostel aufgetragen, sie sollen alle Völker zu Jüngern, zu Schülern machen, sie taufen und sie lehren, alles zu befolgen, "was ich euch geboten habe" (Mt 28,20).

Genau das macht der Heilige Geist - die Apostel und der Heilige Geist; wir und der Heilige Geist. Alles wird der Heilige Geist lehren. An alles wird er erinnern. Sie können dann *alles* lehren, was Jesus ihnen aufgetragen hat, wenn der Heilige Geist sie alles gelehrt hat. Denn wie sollen wir alles lehren, was Jesus uns aufgetragen hat, wenn wir nicht alles kennen? Ist es nicht eigenartig, dass uns *alles* in der Bibel so offen begegnet, schon auf der ersten Seite? Es wäre lohnend, hier die ganze Bibel auf das Wort *alles* durchzusehen. "Und Gott sah *alles* an, was er gemacht hatte, und es war sehr gut", heißt es am Schluss des Schöpfungsberichtes (Gen 1,31). Und ganz am Schluss der Bibel im Buch der Offenbarung des Johannes heißt es wieder: "Siehe, ich mache *alles* neu" (Offb 21,5).

I.

In der letzten Katechese habe ich von der Silvesterpredigt von Kardinal Ratzinger aus dem Jahr 1979 gesprochen, wo er den Schrifttext aus dem ersten Johannesbrief betrachtet. Da spricht Johannes von der Salbung, d.h. vom Heiligen Geist, die die Gläubigen empfangen haben. Sie brauchen keine Belehrung, sagt Johannes, "weil sie alles wissen und die Salbung sie alles lehrt". Aber wir haben viele andere Stellen, wo von diesem "alles" die Rede ist. Ich erinnere z.B. an den Jubelruf Jesu, wo er den Vater preist, den Herrn des Himmels und der Erde, dass er "all das den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber offenbart hat" (Mt 11,25). Und seinen Jüngern sagt er beim Abendmahl: "Euch aber habe ich Freunde genannt, denn ich habe euch alles mitgeteilt, was ich von meinem Vater gehört habe" (Joh 15,15).

Wissen wir wirklich alles? Hat Jesus uns alles mitgeteilt, nicht alles ist bei uns angekommen? Haben wir vielleicht nicht alles kapiert, verstanden, was Jesus uns aufgetragen hat? Aber man

kann nur lehren, was man kennt und vor allem kann man nur lehren, was man versteht. Haben wir alles verstanden? Wenn der Lehrer nicht versteht, was er lehrt, soll er dann wirklich lehren? Aber wer von uns kennt schon alles? Geschweigen denn versteht schon alles? Ist nicht das, was Paulus uns sagt, viel eher unsere Wirklichkeit, "Stückwerk ist unser Erkennen", (1 Kor 13,9). Weiter sagt er: "Jetzt schauen wir in einem Spiegel, und sehen nur rätselhafte Umrisse, dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich unvollkommen, dann aber werde ich durch und durch erkennen, so wie auch ich durch und durch erkannt bin" (1 Kor 13,12)? Er unterscheidet zwischen jetzt und dann: "Jetzt gehen wir im Glauben, dann in der Schau", jetzt ist unser Verstehen Stückwerk, dann werden wir ihn sehen wie er ist und werden alles verstehen, jetzt sind wir unterwegs.

Papst Benedikt XVI. hat das eindrucksvoll gesagt bei dem Treffen der Religionen in Assisi, zu dem er auch einige Agnostiker eingeladen hat. Er hat davon gesprochen, dass wir doch alle Pilger auf dem Weg zur Wahrheit seien. Wie sollen wir als Pilger, die unterwegs sind, "alles lehren, was Jesus uns aufgetragen hat"? Die Spannung ist schmerzlich. Wir glauben einerseits, dass uns die ganze Wahrheit anvertraut ist, nicht nur kleine Stücke. Jesus hat uns alles offenbart, es gibt keine Geheimoffenbarung für einige Wenige, die dann ein bisschen mehr wissen, während die Anderen weniger wissen, nur vielleicht einige ganz Ausgewählte alles wissen. Jesus sagt: "Ich habe euch alles geoffenbart, was ich vom Vater bekommen habe". Alles ist uns anvertraut. Paulus sagt im Römerbrief: "Wie sollte er, der uns seinen eigenen Sohn geschenkt hat, uns mit ihm nicht alles schenken?" (Röm 8,32). Also haben wir alles bekommen, aber besitzen wir es schon? Hat es uns so erfasst, dass wir ganz davon ergriffen und erfasst sind? Hat Jesus uns nicht selber darauf hingewiesen, dass vor uns noch ein Weg liegt? Wir haben zwar alles erhalten, aber wir verstehen nicht alles. Er sagt ausdrücklich in den Abschiedsreden: "Noch vieles habe ich euch zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht fassen" (Joh 12,16-17). Dann sagt er weiter: "Wenn aber jener kommt, der Geist der Wahrheit, wird er euch in die ganze Wahrheit führen", wörtlich: "in alle Wahrheit auf den Weg führen". Er wird euch, so kann man wörtlich übersetzen, das "Weggeleit in alle Wahrheit geben". Also sagt Jesus selber, dass die Wahrheit zwar gegeben ist, aber wir sie noch nicht voll erfassen können. Wir können sie noch nicht zur Gänze tragen, wir müssen noch hineingeführt werden. Dazu hat er den Heiligen Geist gesandt. Aber noch einmal: Was ist die Wahrheit? Nicht eine Theorie, sondern eine Person. Zum Apostel Thomas hat Jesus gesagt: "Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben" (Joh 14,6). Aber wir brauchen ein Weggeleit, wir brauchen jemand, der uns bei der Hand nimmt und hinführt. Denn wir sind Pilger, Suchende, wir sind unterwegs. Wir gehen den Weg des Glaubens. Das Konzil erinnert uns daran, dass selbst Maria, die Mutter Gottes, den Weg des Glaubens gegangen ist. Und Papst Johannes Paul II. fügt hinzu: "... und sie ist durch die Nacht des Glaubens gegangen". Wir verstehen nur stückweise, aber wir sind auf diesem Weg nicht allein gelassen. "Ich werde euch nicht als Waisen zurücklassen", sagt Jesus, "ich komme wieder zu euch" (Joh 14,18). Das sagt er nicht erst von der letzten Wiederkunft, wenn er in der Herrlichkeit des Himmels mit seinen Engeln wiederkommt, beim Jüngsten Gericht am Ende der Zeiten, auch nicht am Ende unseres Lebens, wenn wir Ihm begegnen im persönlichen Gericht und Ihm als unseren Richter und Retter begegnen. Ich komme zu euch jetzt schon. Jetzt schon verwirklicht er seine Verheißung, löst ein, was er versprochen hat: "Ich bin bei euch alle Tage..." (Mt 28,20). Es heißt nicht: Ich werde bei euch sein, sondern: Ich bin bei euch!

Aber wie geschieht das? Wie erfahren wir das? Wie sieht das Wirken des Heiligen Geistes aus? Wie wird es erfahrbar? Wie lehrt uns der Heilige Geist alles, wie Jesus verheißt hat? Der heilige Augustinus hat das in der Lehre vom "magister interior", vom "inneren Lehrer" entwickelt. Der Heilige Geist ist der, der uns nicht wie die menschlichen Lehrer von außen lehrt, sondern von innen. Über dieses innere Lehren will ich ein nachdenken. Es ist wichtig, dass wir an unsere eigene Erfahrung denken. Ich lade Sie dazu ein, Ihre eigene Erfahrung wachzurufen. Wie erfahren wir das Lehren des Heiligen Geistes? In den Abschiedsreden Jesu

im Abendmahlsaal nennt Jesus drei besondere Wirkweisen des Heiligen Geistes. Diese drei Worte Jesu geben gewissermaßen das Programm des Wirkens des Heiligen Geistes.

1. "Er wird euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe" (Joh 14,26). Der Heilige Geist erinnert uns.

2. "Wenn aber der Beistand kommt, den ich euch vom Vater aus senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, dann wird er Zeugnis für mich ablegen und auch ihr werdet Zeugnis ablegen, weil ihr von Anfang an bei mir seid" (Joh 15,26). Der Heilige Geist gibt Zeugnis, so wie auch wir Zeugnis geben sollen, dürfen, können. Der Heilige Geist legt Zeugnis ab für Jesus, er macht ihn uns bewusst gegenwärtig, bringt ihn uns nahe. Dahinter steht das griechische Wort "Martyrium", martyriêsei = er wird Zeuge sein für Jesus.

3. "Wenn der Paraklet, der Beistand, kommt, wird er die Welt überführen und aufdecken, was Sünde, Gerechtigkeit und Gericht ist" (Joh 16,8). Der Heilige Geist überführt.

Drei Tätigkeiten des Heiligen Geistes hat der Herr in seinem Testament in den Abschiedsreden in der Nacht vor seinem Leiden den Jüngern übergeben: Das Erinnern, das Bezeugen und das Überführen.

II.

Wie macht das der Heilige Geist? Wie erinnert er? Im Katechismus heißt es einmal: "Der Heilige Geist ist das lebendige Gedächtnis der Kirche" (KKK 1099). Wenn wir manchmal den Eindruck haben, die Kirche ist zerstreut, wir sind oder ich bin zerstreut, dürfen wir darauf vertrauen, dass der Heilige Geist uns erinnert. Die ganze Bibel ist voll von dem Thema des Erinnerns. Die jüdische Tradition bis heute ist vor allem eine Tradition des Gedenkens, des Erinnerns: "Vergesst die Taten Gottes nicht!" Es ist wie ein Refrain durch die ganze Bibel: "Erinnere dich, Israel! Vergiss nicht! Der Heilige Geist ist gewissermaßen der, der uns anstößt, damit wir nicht vergesslich werden, sondern uns erinnern.

Im Katechismus wird ausführlich über diese Rolle des Heiligen Geistes gesprochen, etwa in der Anamnese der Messe, wenn nach den Wandlungsworten an die Taten Gottes erinnert wird. Dazu heißt es im Katechismus: "Die Liturgiefeier bezieht sich stets auf heilbringende Eingriffe Gottes in die Geschichte" (KKK 1103). Schöpfung, die Erwählung des Volkes Gottes mit Abraham, der Auszug aus Ägypten, der Tempel, das Exil, Taten Gottes. Das Offenbarungsgeschehen ereignet sich in Taten und Worten die innerlich miteinander verknüpft sind, sodass die Worte die Werke verkündigen und das in ihnen enthaltene Geheimnis ans Licht treten lassen", so heißt es in einem Text des Konzils (Dei Verbum 2). Worte und Taten sind in der Bibel immer verknüpft miteinander und erhellen sich gegenseitig. Im Wortgottesdienst erinnert der Heilige Geist die Gemeinde an all das, was Christus für uns getan hat, am feierlichsten in der Osternacht mit den neun Lesungen, wo die ganze große Geschichte des Volkes Gottes durchgegangen wird, bis hin zum Ostergeheimnis. Entsprechend der Natur der liturgischen Handlungen und den überlieferten Riten der Kirchen gedenkt eine Liturgiefeier in einer mehr oder weniger ausführlichen Anamnese der Großtaten Gottes. Der Heilige Geist, der so das Gedenken der Kirche weckt, regt zu Danksagung und Lobpreisungen an. Das sehen wir immer in der Bibel: zuerst erinnert man sich, und dann lobt man. Was hat Gott für uns getan? Vergessen wir es nicht, denken wir daran. Daraus folgt die Doxologie, der Lobgesang, die Lobpreisung Gottes. Das Gedächtnis schlechthin ist die Eucharistie. Sie ist ein großes Erinnern, Gedenken. Wir gedenken in jeder Messe, des Todes und der Auferstehung Jesu Christi. Aber was ist das für ein Gedenken, für ein Erinnern? Da heißt es im Katechismus (Nr. 1363): "Im Sinne der Heiligen Schrift ist das Gedächtnis nicht nur ein Sich-Erinnern an Ereignisse der Vergangenheit, sondern die Verkündigung der großen Taten, die Gott für die Menschen getan hat. In der liturgischen Feier der Ereignisse werden sie

gegenwärtig. Auf diese Weise versteht das Volk Israel seine Befreiung aus Ägypten. Jedes Mal, wenn das Pascha gefeiert wird, werden die Ereignisse des Auszugs dem Gedächtnis der Gläubigen wieder gegenwärtig gemacht, damit diese ihr Leben den Ereignissen entsprechend gestalten."Jeder der am Pessachmahl teilnimmt, am Seder, so heißt es ausdrücklich, betrachte sich als einer, der jetzt aus Ägypten auszieht. Wir sind zeitgleich mit dem Ereignis, das wir erinnern und das dadurch gegenwärtig wird. Wir sind zeitgleich mit den Aposteln im Abendmahlsaal, wenn der Priester die Worte Jesu spricht, die er im Abendmahlsaal gesprochen hat, dann sind sie jetzt gegenwärtig. Wir erinnern uns, gleichzeitig sind sie Gegenwart. Sie sind im Heute der Ereignisse Gottes. Ist es nicht eigenartig, dass wir in der Liturgie immer vom Heute sprechen? Zu Weihnachten singen wir ganz selbstverständlich "*Heute* ist uns der Heiland geboren", auch wenn es vor 2.000 Jahren war. Es ist jetzt! Im Erinnern ist es Gegenwart, genauso das Osterereignis: Heute ist Christus auferstanden! Im Gedenken, im Erinnern vergegenwärtigt der Heilige Geist das, was einmal in jener Zeit, aber ein für allemal geschehen ist. Es wird Gegenwart, wenn wir uns daran erinnern. Das wird nirgendwo so deutlich, wie in der Eucharistie. Da heißt es im Katechismus (Nr. 1364): "Im Neuen Bund erhält das Gedächtnis einen neuen Sinn. Wenn die Kirche Eucharistie feiert, gedenkt sie des Pascha Christi. Dieses wird das Opfer, das Christus am Kreuz ein für allemal dargebracht hat, bleibt stets gegenwärtig und wirksam". Dann wird ein Gebet zitiert: "Sooft das Kreuzesopfer, dem Christus, unser Osterlamm geopfert wurde, auf dem Altar gefeiert wird, vollzieht sich das Werk unserer Erlösung". Heute geschieht es, wenn wir im Gedenken feiern. Der Heilige Geist erinnert und macht dadurch gegenwärtig. Das gilt von allen Sakramenten, indem wir die Taufe spenden, ist Christus der Taufende, indem wir die Absolution in der Beichte geben, ist Christus der, der die Absolution gibt, jetzt gegenwärtig. Aber immer erinnern wir uns an das, was Christus gestiftet hat, was er einmal getan hat. Der Heilige Geist bewirkt, dass Christus jetzt handelt. Aber das, was für die Liturgie gilt, gilt auch für unser ganz persönliches Leben. Es gibt da spannende Erfahrungen, auch viel Lebendiges aus Ihrer Erfahrung. Der Heilige Geist hilft uns zu erinnern, was der Herr in unserem Leben wirkt.

Ich möchte das an zwei Dimensionen deutlich machen. Eine ist die Erfahrung der Heiligen Schrift, dass Christus uns durch sein Wort, durch das Wort des Evangeliums oft ganz persönlich anspricht. Ich habe so oft diese Erfahrung gemacht, dass ein Evangelium, eine Stelle des Alten Testaments oder der neutestamentlichen Briefe ganz plötzlich eine neue Dimension erschließt. Da wird mir etwas gesagt, was ich bisher gar nicht bemerkt habe. Immer ist es eine Verlebendigung der Gegenwart des Herrn. Die Freude, aber auch die Betroffenheit über solches Erinnern, dass der Heilige Geist auslöst, ist etwas ganz Besonderes. Es ist, als würde der Heilige Geist die Worte Jesu für mich jetzt ganz persönlich sprechen. Wir könnten da viele Beispiele nennen, wo wir solches Erinnern des Heiligen Geistes erfahren durften. Ich nenne zwei persönliche Erfahrungen. Ich war einmal im Sommer auf Aushilfe in einer kleinen Pfarre in der Schweiz in den Bergen. Eines Morgens verlese ich bei der Messe das Tagesevangelium von der "wunderbaren Brotvermehrung", das ich schon oft gelesen hatte. Jesus hatte den ganzen Tag eine riesige Menschenmenge betreut, viele Kranke geheilt, sie lange gelehrt und dann, als es Abend wurde, kamen seine Jünger zu ihm und sagten: "Der Ort ist abgelegen, es ist schon spät geworden, schick doch die Menschen weg, damit sie in die Dörfer gehen und sich etwas zum Essen kaufen" (Mt 14,15). Plötzlich hat mich dieses Wort: "schick doch die Menschen weg", ganz persönlich betroffen. Ich war richtig erschrocken davon. Seit diesem Erlebnis, es ist immerhin 30 Jahre her, kann ich dieses Evangelium nicht hören, ohne erschüttert zu sein. Was hat mich so erschüttert? Plötzlich stand vor mir die ganze Schwere dieses Wortes, das Erschütternde des menschlichen Unverständnisses für Jesus. Es ist völlig verständlich, dass die Jünger am Abend müde waren und endlich die Leute weg haben wollten, endlich selber zum Essen kommen wollten und deshalb sagten: Schick jetzt endlich die Leute weg, damit wir ein bisschen Ruhe haben. Aber

dieses Wort hat mich getroffen: "Schick die Menschen weg". Sie kennen sicher ähnliche Beispiele, wo Ihnen ein Wort des Evangeliums plötzlich so tief hineingegangen ist. Ich nenne ein zweites Beispiel. Als Jesus in der Synagoge einmal einen Mann mit einer verdorrten Hand sieht, stellt er ihn in die Mitte und fragt die Anwesenden: "Was ist am Sabbat erlaubt? Gutes zu tun oder Böses, ein Leben zu retten oder es zu vernichten? Sie aber schwiegen". Markus sagt: "Und er sah sie der Reihe nach an, voll Zorn und Trauer über ihr verstocktes Herz." Als er dann den Mann geheilt hatte, "gingen die Pharisäer hinaus und fassten zusammen mit den Anhängern des Herodes den Beschluss, Jesus umzubringen" (Mk 3,1-6). Was muss das für ein Schmerz für Jesus gewesen sein, diese Herzenshärte! Was muss er dabei empfunden haben! Ich denke, auch das ist Erinnern des Heiligen Geistes: "Er wird euch an alles erinnern", was Jesus getan und gesagt hat, wenn uns manchmal geschenkt wird, etwas zu ahnen, was im menschlich-göttlichen Herzen Jesu vorgegangen ist. Was muss das für ein Schmerz für ihn gewesen sein! Er, der nur Gutes tut, stößt auf solche Herzenshärte. So beginne ich zu ahnen, was es heißen kann, das Leiden Jesu zu teilen, also den lebhaften Wunsch zu empfinden, von dem man oft bei Heiligen lesen kann, am Leiden Jesu teilzunehmen, oder es zumindest nicht durch meine eigene Herzenshärte zu vergrößern. Es gilt gleich hinzuzufügen, dass dieser Schmerz Jesu, den viele Heilige so intensiv betrachtet haben, untrennbar verbunden ist mit einer unvergleichlichen Freude Jesu. Auch sie gilt es zu ahnen. Das schenkt der Heilige Geist. Was muss das für eine Freude gewesen sein, wenn Jesus vor dem heidnischen Hauptmann sagt: "So einen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden" (Lk 7,9). Oder wie er zu der heidnischen Frau aus der Gegend von Sidon und Tyros sagte: "Frau, dein Glaube ist groß" (Mt 15,28). Die Freude Jesu, wenn er solchen Menschen begegnet, zu ahnen, zu verkosten, ist auch ein untrügliches Wirken des Heiligen Geistes. Jesus sagt: "Bleibt in meiner Liebe, dies habe ich euch gesagt, damit meine Freude in euch ist und damit eure Freude vollkommen wird" (Joh 15, 9-11). Paulus muss etwas von dieser Freude gespürt haben, wie er auch den Schmerz Jesu gekannt hat, wenn er unter den Früchten des Geistes (Gal 5,22) nach der Liebe gleich die Freude nennt. Der Geist schenkt Freude. Ebenso muss es Petrus ergangen sein, er muss etwas von diesem unverwechselbaren Geschmack der Freude des Heiligen Geistes gekannt haben, wenn er im ersten Petrusbrief sagt: "Ihn, Jesus Christus, habt ihr nicht gesehen, und dennoch liebt ihr ihn; ihr seht ihn auch jetzt nicht; aber ihr glaubt an ihn und jubelt in unaussprechlicher von Herrlichkeit erfüllter Freude, da ihr das Ziel eures Glaubens empfangen werdet, eure Rettung" (1 Petr 1,8-9).

Am Leben Jesu Anteil zu bekommen, es gewissermaßen von innen her mitleben zu dürfen, seinen Schmerz, seine Freude, das ist das Wirken des Heiligen Geistes. Es ist nicht so ein Erinnern wie wenn mein iPad plötzlich bimmelt und ich an einen Termin erinnert werde. Das ist ein ganz anderes Erinnern, ein Innwerden des Herrn. Diese Erfahrung ist oft bezeugt in der christlichen Lebensgeschichte, sicher nicht einfach nur Theorie, das ist Leben, Erfahrung. "Ihr in mir und ich in euch" heißt es oft im Johannesevangelium. "Christus in mir", "Christus in uns", heißt es bei Paulus dauernd. Oder ganz kurz: "In Christus". Das schenkt das Erinnern des Heiligen Geistes: das Innwerden Christi.

Noch eine letzte Dimension dieses Erinnerns. Mir ist aufgefallen, dass Menschen, die sehr eng mit Christus verbunden sind, die dieses "in Christus" leben, oft ein besonders gutes Gedächtnis haben. Das kann auch eine besondere Begabung sein. Ich denke an unseren Papst Benedikt XVI., den ich seit 40 Jahren kenne. Es gibt wenige Menschen, die so ein phantastisches Gedächtnis haben, eine besondere Begabung, aber da ist noch etwas anderes. Es hat damit zu tun, dass der Heilige Geist Menschen, die sich von ihm erfüllen lassen und dadurch mit dem Herrn verbunden leben, gewissermaßen aus sich herausgeführt werden und nicht um sich selber kreisen. Sie sind nicht in sich verhaftet, nehmen daher andere Menschen viel intensiver wahr und erinnern sich damit auch viel besser. Ich staune immer wieder wie Menschen, die einen lebendigen Glauben, eine enge Verbundenheit mit dem Herrn haben,

einfach wach sind für andere Menschen. Bei Paul Zulehner habe ich ein schönes Wort gefunden: "Wer in Gott eintaucht, taucht bei den Menschen auf". Das ist eine Erfahrung, die der Heilige Geist schenkt, bis hin zu einfachen Dingen, dass man sich an Geburtstage und Trauertage, an Hochzeitstage und alles Mögliche erinnert, an Namen von Menschen und was sie bewegt, was sie erlitten haben und was sie für Sehnsüchte haben. Das alles ist auch ein Teil dieses wunderbaren Erinnerns des Heiligen Geistes.

III.

Die beiden anderen Dimensionen muss ich ansprechen. Das zweite: Der Heilige Geist gibt Zeugnis für Christus. Er macht uns zu seinen Zeugen. Ich habe in der letzten Katechese ein berühmtes Wort von Papst Paul VI. zitiert, dass die Menschen von heute nicht so sehr Lehrer suchen, sondern Zeugen. Damit wir Zeugen Christi sein können, braucht es das Zeugnis des Heiligen Geistes. Mich hat es schon früh fasziniert, Menschen kennenzulernen, die vom Heiligen Geist innerlich gelehrt Zeugen sind, nicht durch Studium, sondern durch dieses innere Wissen. "Er wird euch alles lehren", sagt Jesus. Das meint nicht, dass der Heilige Geist uns alle Techniken lehrt, etwa den Computer zu benutzen, auch nicht alles Lernbare, sondern das Wesentliche, alles, was zur Orientierung im Leben hinführt und hilfreich ist. Das alles lehrt der Heilige Geist. Er wirkt das innerlich durch seine sieben Gaben.

Ich könnte von vielen Menschen erzählen, bei denen ich ganz stark den Eindruck hatte, sie haben wirklich einen inneren Lehrer. Die wissen die Dinge nicht aus Büchern, sondern aus einem inneren Gespür. Von einem hab euch letztes Mal erzählt, François Baetig, lieber Freund, Gärtner in Fribourg, Leiter unserer Gebetsgruppe, das war so ein Mensch. Einem anderen bin ich sehr früh begegnet, und er hat mich seither nicht losgelassen, zuerst seine Schriften, dann seine Lebensgeschichte und schließlich seine Witwe Franziska. Ich meine den seligen Franz Jägerstätter, den ich als junger Student mit 22 Jahren zum ersten Mal entdeckt habe durch das Buch von Gordon Zahn "Er folgte seinem Gewissen" (Styria 1967). Er hat mich von Anfang an fasziniert durch die Klarheit seines Urteils, durch die durchdringende Geisteskraft dieses einfachen Bauern, der nur Volksschulbildung hatte. Er war sicher ein begabter, gescheiter Mann, der aber vor allem aus seiner Glaubensklarheit heraus die Gabe der Unterscheidung hatte, wie sie viele Universitätsprofessoren in der Nazi-Zeit nicht hatten. Man kann nur staunen, mit welcher Sicherheit dieser einfache Mann die geistige und die politische Situation seiner Zeit erfasst hat, wie er Lüge von Wahrheit unterschieden hat, wie er selbst bei Priestern und bei seinem Bischof nicht das Verständnis gefunden hat, das er für seinen einsamen Weg erhofft hatte, den Kriegsdienst Hitler gegenüber zu verweigern. Aber er hat sich immer davon ferngehalten, die anderen zu verurteilen, die nicht seinen Weg gegangen sind. Er hat immer gesagt: "Ich habe die Gnade bekommen. Deshalb muss ich diesen Weg gehen". Das Spannende an Jägerstätter ist für mich, dass durch das Zeugnis dieses vom Geist geleiteten Menschen auch das Unterscheiden der Zeichen der Zeit möglich geworden ist. Seit dem Konzil reden wir viel von den Zeichen der Zeit. Aber wie erkennt man sie? Nicht aus den Statistiken und nicht aus den Schlagzeilen der Zeitungen. Die Märtyrer, die Zeugen des Glaubens, zeigen, wo die Wunden, die wesentlichen Punkte einer Zeit sind. Franz Jägerstätter hat einsam, aber für unser ganzes Land gültig den Weg gezeigt, auch wenn nur wenige so wie er gehen konnten. Vor allem hat Jägerstätter, und das ist die Kraft der Zeugen, unterschieden, wo in der nationalsozialistischen Ideologie letztlich das Teuflische am Werk war. Er hat klar und deutlich erkannt, was hier auf dem Spiel steht. Das ist die Aufgabe der Märtyrer, uns aufmerksam zu machen auf das, worauf es ankommt.

Ich zitiere ein Wort von ihm, das seine klare Unterscheidungsgabe zeigt: "Ich glaube, der Herrgott macht es uns jetzt ohnehin nicht so schwer, das Leben für unseren Glauben

einzusetzen. Denn wenn man bedenkt, dass in diesen schweren Kriegszeiten schon Tausende von jungen Menschen aufgefordert wurden, ihr Leben für den Nationalsozialismus einzusetzen, und viele mussten in diesem Kampf ihr blutjunges Leben opfern. Warum sollte es dann härter sein, das Leben für einen König einzusetzen, der uns nicht bloß Pflichten auferlegt, sondern uns auch Rechte gibt, dessen Endsieg uns gewiss ist und dessen Reich, das wir dadurch erkämpfen, ewig bestehen wird?" Nicht nur Tausend Jahre, wie Hitler behauptet hatte.

IV.

Schließlich drittens und abschließend das vielleicht Schwierigste: "Der Heilige Geist", sagt Jesus, "wird die Welt überführen und aufdecken, was Sünde, Gerechtigkeit und Gericht ist". Ist der Heilige Geist ein "Aufdecker", wie manche Journalisten oder professionelle Aufdecker? Ist das nicht eine etwas seltsame Perspektive? Ist der Heilige Geist als der, der uns alles lehren wird, ein unerbittlicher Bloßsteller? Er ist der Geist der Wahrheit, aber ist die Wahrheit ein Überführen und Aufdecken? Wo bleibt da die Liebe? Ich erinnere mich an ein Mittagessen mit dem seligen Papst Johannes Paul II., ich war damals ein junger Theologe in den achtziger Jahren, frisch in die Internationale Theologenkommission ernannt, der Heilige Vater hatte die Theologen und Professoren zum Mittagessen eingeladen. Direkt beim Papst saß Hans Urs von Balthasar, der große Schweizer Theologe. Ich habe versucht zuzuhören. Dann habe ich gehört, wie sie über diese Stelle miteinander reden. Was heißt das: "Der Geist werde die Welt der Sünde überführen und sie aufdecken"? Was der Papst darüber meditiert hat, konnten wir kurz danach in seiner wunderbaren Enzyklika über den Heiligen Geist (*Dominum et vivificantem*) nachlesen.

Was macht der Heilige Geist, wenn er uns der Sünde überführt? "Er, der Heilige Geist, werde die Welt überführen und aufdecken, was Sünde, Gerechtigkeit und Gericht ist. Sünde, dass sie nicht an mich glauben, Gerechtigkeit, dass ich zum Vater gehe und ihr mich nicht mehr seht, Gericht, dass der Herrscher dieser Welt gerichtet ist" (Joh 16,8). Aber was heißt das konkret? Der Heilige Geist soll uns ja "in alle Wahrheit einführen", wie macht er das? Der Papst meditiert zuerst den Pfingsttag und zeigt, wie da der Heilige Geist "die Welt der Sünde überführt": "Von diesem Erstzeugnis zu Pfingsten an ist das Handeln des Geistes der Wahrheit, der die Welt der Sünde der Zurückweisung Christi überführt, eng mit der Bezeugung des österlichen Geheimnisses verbunden: mit dem Geheimnis des Gekreuzigten und Auferstandenen. In dieser Verbindung offenbart dieses ‚der Sünde überführen‘ seine heilschaffende Dimension. Es ist ja ein ‚Überführen‘, dessen Ziel nicht die bloße Anklage der Welt ist, noch weniger ihre Verdammung. Jesus Christus ist nicht in die Welt gekommen, um sie zu verurteilen und zu verdammen, sondern um sie zu retten (vgl. Joh 3,17; 12,47). Das wird bereits in dieser ersten Rede unterstrichen, wenn Petrus ausruft: ‚Mit Gewissheit erkenne also das ganze Haus Israel: Gott hat ihn zum Herrn und Messias gemacht, diesen Jesus, den ihr gekreuzigt habt‘ (Apg 2,36). Und als darauf die Anwesenden Petrus und die anderen Apostel fragen: ‚Was sollen wir tun, Brüder?‘ antwortet dieser: ‚Kehrt um, und jeder von euch lasse sich auf den Namen Jesu Christi taufen zur Vergebung seiner Sünden; dann werdet ihr die Gabe des Heiligen Geistes empfangen‘ (Apg 2,37-38). Auf diese Weise wird das ‚der Sünde überführen‘ zugleich ein Überzeugen von der Vergebung der Sünden in der Kraft des Heiligen Geistes. In seiner Rede zu Jerusalem ruft Petrus zur Umkehr auf, so wie Jesus seine Zuhörer am Beginn seiner messianischen Sendung aufgerufen hat (vgl. Mk 1,15). Umkehr erfordert, von der Sünde überzeugt zu werden; sie enthält ein inneres Gewissensurteil, und da dieses eine Prüfung durch das Handeln des Geistes der Wahrheit im Herzen des Menschen ist, wird es zugleich zum Beginn einer neuen Ausspendung von Gnade und Liebe: ‚Empfangt den

Heiligen Geist' (Joh 20,22). Wir entdecken so in diesem ‚der Sünde überführen‘ eine doppelte Gabe: das Geschenk der Wahrheit des Gewissens und das Geschenk der Gewissheit der Erlösung. Der Geist der Wahrheit ist auch der Beistand" (Enzyklika Dominum et vivificantem 31).

In der Predigt des Petrus konfrontiert Petrus seine Zuhörer mit der Wahrheit. "Ihn habt ihr durch die Hand von Gesetzlosen ans Kreuz geschlagen und umgebracht". Petrus sagt ohne Umschweife die Wahrheit: "Ihr habt ihn umgebracht". Die Apostelgeschichte sagt: "Als sie das hörten, traf es sie mitten ins Herz und sie fragten: Brüder, was müssen wir tun um gerettet zu werden?" Der Heilige Vater Johannes Paul II. sagt in dieser Enzyklika, wie der Heilige Geist am Werk ist. Er schenkt zuerst Einsicht in die eigene Schuld und Reue. Nur durch den Heiligen Geist können wir Reue bekommen. Deshalb ist das Aufdecken durch den Heiligen Geist etwas ganz anderes, als das, was in unserer Welt geschieht. Es ist nicht ein Aufdecken, um bloßzustellen, sondern um Umkehr zu schenken, Freude und Freiheit. Das kann nur der Heilige Geist, und er tut es, indem er unser Gewissen aufweckt. Das Gewissen, das uns daran erinnert, was böse und was gut ist, wird zum Ort der Umkehr. Der Heilige Geist klagt nicht an, er überführt nicht nur, sondern er schenkt auch Trost und Vergebung, die Gewissheit der Barmherzigkeit. Nicht umsonst spricht Jesus von der großen, intensiven Freude über die Umkehr: "Mehr Freude im Himmel über einen Sünder der umkehrt, als über 99, die der Umkehr nicht bedürfen". Das ist der Unterschied: Die Welt überführt, indem sie anklagt. So wie der Teufel es tut in der Offenbarung des Johannes. "Tag und Nacht klagt er an" (Offb 12,10). Der Heilige Geist überführt von der Sünde in die Freude der Vergebung. Er stellt unsere Sünden in das Licht der Wahrheit, um die Wahrheit der Barmherzigkeit und der Vergebung uns zu zeigen. Noch sind wir auf dem Weg, noch ist unser Pilgerweg nicht zu Ende. Noch sind wir nicht in alle Wahrheit eingeführt, noch ist nicht alle Sünde offengelegt, noch ist nicht alle Gerechtigkeit verwirklicht. Aber dort, wo die Bekehrung schon begonnen hat, dort leuchtet die Freude des Heiligen Geistes auf.

Barmherzigkeit für alle?

Wortlaut der 9. Katechese 2007/08 von Kardinal Christoph Schönborn am Sonntag, 8. Juni 2008, im Dom zu Stephan.

**Jesus,
könnte ich doch allen Menschen sagen,
wie unaussprechlich groß
deine barmherzige Liebe ist.
Würdest du eine schwächere,
eine kleinere Seele finden als mich
- was mir zwar unmöglich scheint -,
so hättest du dein Wohlgefallen daran,
sie mit noch größeren Gnaden zu überhäufen,
wenn sie sich nur mit vollem Vertrauen
deiner unendlichen Barmherzigkeit überließe.
Aber warum soll ich danach verlangen,
die Geheimnisse deiner Liebe mitzuteilen,
Jesus, hast nicht du allein sie mich gelehrt?
Kannst du sie nicht
Auch den anderen offenbaren?
Ja, ich weiß, du kannst es,
und ich beschwöre dich, es zu tun.**

(Gebet der Kl. Hl. Theresia, Ms B, Selbstbiographische Schriften S. 207f.)

Die letzte Betrachtung unseres katechetischen Weges durch das Thema der unerschöpflichen göttlichen Barmherzigkeit gilt dem Ende, dem "Endspiel": Wird es für alle Barmherzigkeit geben? Wird die grenzenlose Barmherzigkeit Gottes sich an den Grenzen menschlicher Bosheit oder Verslossenheit als begrenzt erweisen? Wird Gottes Barmherzigkeit doch nicht alle Menschen erreichen, obwohl sie allen Menschen gilt? Das Jüngste Gericht wird der Sieg von Gottes Gerechtigkeit sein. Wird es auch der Sieg von Gottes Barmherzigkeit sein?

Wenn Gottes Gerechtigkeit bedeutet, dass wir Menschen auch die Möglichkeit haben, uns für immer und ewig vor Gott verschließen zu können - genau das bedeutet "Hölle" - bleibt dann Gottes Barmherzigkeit auf der Strecke? Wie sähe ein Himmel aus, der seine Seligkeit mit der Hölle anderer verbinden müsste? Was bleibt dann von der Barmherzigkeit? Könnte eine Mutter den Himmel "genießen", wenn ihr Kind in der Hölle wäre? Und selbst wenn eine Mutter so sehr ihr Kind vergessen könnte, wie der Prophet Jesaja sagt, Gott könnte sein Kind, sein Geschöpf, das er geschaffen hat, niemals vergessen.

Könnte Er, der nicht gezögert hat, seinen eigenen Sohn zu unserer Rettung zu geben, es ertragen, dass eines seiner Kinder für immer verloren geht (vgl. Jes 49,15; Röm 8,32)? Oder sind hier unsere Vorstellungen zu "menschlich", zu "irdisch"? Was wissen wir schon von der

ewigen Seligkeit? Was wissen wir von den letzten, tiefsten Geheimnissen? Müssen wir nicht vor den "letzten Dingen", vor dem unfassbaren Geheimnis Gottes, wie Hiob es am Schluss tat, den Finger auf den Mund legen und schweigen (vgl. Ijob 40,5)?

Wir müssen versuchen, auf das Wort Gottes zu hören, die Lehre der Apostel zu befragen, die Erfahrung der Kirche, besonders der Heiligen anzuschauen um zumindest wenn schon das Ziel dieses Weges geheimnisvoll verborgen bleibt, wenigstens den Weg zum Ziel hin müssen wir kennen.

I.

Eine Perikope aus dem Matthäusevangelium (Mt 9,9-13) weist uns diesen Weg. Jesus beruft den Zöllner Matthäus, auch Levi genannt. Das Gastmahl mit den Zöllnern und Sündern provoziert die Frommen. Jesu Antwort auf ihre Fragen lautet: "Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken. Darum lernt, was es heißt: Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer. Denn ich bin gekommen, um die Sünder zu rufen, nicht die Gerechten."

Es ist klare, eindeutige Lehre der Kirche, dass Gott das Heil aller Menschen will. Paulus sagt es ausdrücklich: "Gott will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen." Und er fügt als Begründung hinzu: "Denn es gibt nur einen Gott und einen Mittler zwischen Gott und den Menschen, den Menschen Jesus Christus, der sich selbst als Lösegeld für alle dahingegeben hat" (1 Tim 2,4 f.). Petrus spricht ebenso: "Gott will nicht, dass jemand verlorengelht, sondern dass alle sich bekehren" (2 Petr 3,9). Es ist keine Frage: Gott will das Heil aller Menschen.

C.S. Lewis sagt über seinen "geistlichen Vater", den schottischen Dichter George Mac Donald: "Er hoffte wirklich, dass alle Menschen einmal gerettet werden, aber das nur, weil er hoffte, dass sich alle bekehren. Er weiß (und keiner weiß es besser), dass selbst die Allmacht keinen Unbekehrten erlösen kann" (Die Weisheit meines Meisters. Anthologie aus George Mac Donald, Einsiedeln 1986, S. 17). Ist es also doch eine Barmherzigkeit mit Bedingungen? "Wenn - dann" - wie Eltern ihren Kindern sagen: "Wenn du brav bist, dann darfst du, je nach Alter, ins Kino oder in den Prater gehen." Ist Barmherzigkeit also doch nicht unbedingt? Ist sie durch unsere Begrenztheit begrenzt, bedingt durch unsere Halbheiten? Wer kann da noch auf Barmherzigkeit hoffen, wenn sie so sehr abhängt von meiner Bekehrung?

Wenn ich nur gerettet werde im Falle meiner Bekehrung - ist denn nicht auch die Bekehrung Gnade, und eben nicht mein Verdienst? Wenn aber die Bekehrung die Voraussetzung für Gottes Barmherzigkeit ist, und die Bekehrung andererseits ein Geschenk der Gnade und

Barmherzigkeit Gottes ist - sind wir dann nicht wieder in einem "circulus vitiosus"? Anders gefragt: Wer bekommt die Gnade der Bekehrung? Der, der es verdient hat? Aber kann ich das verdienen? Oder der, dem Gott es schenkt? Aber warum schenkt er die Gnade der Bekehrung dem einen und dem anderen nicht? Gibt es so etwas wie eine Vorherbestimmung, eine Prädestination? Ist Gottes Barmherzigkeit eine willkürliche Zuteilung?

Er erbarmt sich, wessen er sich erbarmen will - und entzieht sein Erbarmen, wem er es eben vorenthält? Spricht nicht der Apostel Paulus selber eindeutig von einer solchen Voraus- und Vorherbestimmung? "Wir wissen, dass Gott bei denen, die ihn lieben, alles zum Guten führt, bei denen, die nach seinem ewigen Plan berufen sind; denn alle, die er im voraus erkannt hat, hat er auch im voraus dazu bestimmt, an Wesen und Gestalt seines Sohnes teilzuhaben, damit dieser der erstgeborene von vielen Brüdern sei. Die aber, die er vorausbestimmt hat, hat er auch berufen, und die er berufen hat, hat er auch gerecht gemacht; die er aber gerecht gemacht hat, die hat er auch verherrlicht" (Röm 8,29-30). Und was ist mit den anderen? Sind sie einfach die "massa damnata", jene viel größere Zahl an Seelen, die für immer verlorengehen, wie es viele Theologen und Prediger angenommen haben? Nicht wenige haben so gedacht, dass viel mehr Menschen in der Hölle sind als im Himmel, während nur eine Schar von Auserwählten zum Himmel gelangt.

Der Heilige Augustinus schreibt dazu etwas, was für uns doch schwer zu verkraften ist: "Die gesamte Masse (der Menschheit) verdient die Strafe, und wenn sämtlichen die geschuldete Qual der Verdammnis zuteil würde, so geschähe dies sicherlich nicht zu Unrecht. Welche somit durch Gnade daraus befreit werden, heißen nicht Gefäße ihrer eigenen Verdienste, sondern "Gefäße des Erbarmens" (Röm 9,23). Wessen Erbarmens? Dessen, der Christus Jesus in diese Welt sandte, um Sünder gerecht zu machen (1 Tim 1,15); der sie vorauserkannte und vorausbestimmte (praedestinavit) und berief und rechtfertigte und verherrlichte (Röm 8,29 f.). Wer also wäre derart mit Tollheit geschlagen, dass er nicht unendlichen Dank der Barmherzigkeit dessen sagte, der, die er wollte, befreite, und keinesfalls die Gerechtigkeit dessen beschuldigen könnte, der alle ausnahmslos verdammt hatte?" (De natura et gratia 5, zitiert nach Hans Urs von Balthasar, Kleiner Diskurs über die Hölle, Einsiedeln 31999, S. 40).

In diesem Text ist eine für uns heute schwer verständliche Weisheit klar und sicher ausgedrückt: dass wir alle der Rettung, der Erlösung bedürfen. "Es gibt keinen Unterschied", sagt Paulus, "denn alle haben gesündigt und die Herrlichkeit Gottes verloren" (Röm 3,22f.). "Gott hat alle in den Ungehorsam eingeschlossen, um sich aller zu erbarmen" (Röm 11,32). Paulus wiederholt hier nur, was Jesus selber seinen erschreckten Jüngern sagt. Nach der Belehrung über die Ehe und ihre Unauflöslichkeit, über die Ehelosigkeit um des Himmelreiches willen, über die Schwierigkeit, als Reicher ins Reich Gottes zu gelangen, reagieren die Apostel schockiert: "Wer kann da noch gerettet werden?" Jesu Antwort ist so absolut, dass sie keine Ausnahme zulässt: "Für Menschen ist das unmöglich. Für Gott aber ist alles möglich" (Mt 19,3-26).

Ausnahmslos unmöglich und ausnahmslos möglich - das ist wohl der Punkt an der christlichen Lehre, der heute am fremdesten geworden ist. Ich bin absolut erlösungsbedürftig. Wie keiner sich selber das Leben geben kann, so kann keiner sich selber das ewige Leben geben. Weder Leistung noch Bemühen können den Himmel verdienen. Das heißt aber: Ohne sein Erbarmen bin ich hoffnungslos verloren.

Aber ist das nicht der alte "Pfaffentrick"? Zuerst macht man den Leuten die Hölle heiß, droht ihnen mit allen möglichen Qualen, mit ewigen Höllenstrafen, um sie dann zur Bekehrung aufzurufen und Gottes gnädige Barmherzigkeit in die verängstigten Herzen hineinzupredigen?

Ich hoffe, es ist anders. Mit der Höllenpredigt wurde sicher viel Schlimmes angerichtet. Heute droht die andere Gefahr: dass wir unsere eigene Gefährdung nicht mehr wahr nehmen, dass wir nicht mehr spüren, dass unser ewiges Heil gefährdet ist. Früher wurde sie durch Höllendrohung und den drastisch ausgemalten Ernst der Todsünde ins Bewusstsein gebracht.

Im Stift Vorau (Steiermark) findet sich zum Beispiel in der Sakristei das erschreckende Gemälde vom jüngsten Gericht. Jeder Priester muss an diesem Bild vorbei, bevor er in der Kirche die Heilige Messe feiert. Immer sollte er sich daran erinnern, dass er sich, wie Paulus uns mahnt: "Wer isst und trinkt, isst und trinkt sich das Gericht, wenn er den Leib [des Herrn] nicht unterscheidet" (1 Kor 11,29 wörtl.). In der Sixtina wählen die Kardinäle im Blick auf das Jüngste Gericht von Michelangelo den Papst und bekennen in ihrer Eidesformel, dass sie ihre Wahlentscheidung im Angesicht Gottes treffen, "qui me iudicaturus est" ("der mich einmal richten wird").

II.

Das Gericht schreckt heute nicht mehr. Viel mehr bewegt heute wohl die Frage nach der Gerechtigkeit in dieser Welt. Die Frage des Gerichts nach dem Tod lässt eher kalt. Die Frage des innerweltlichen Gerichts ist viel stärker geworden. Wie Gott so viel Unrecht, Ungerechtigkeit und Leid in dieser Welt zulassen kann, bewegt die Herzen viel tiefer als die Frage, was mit den großen Unrechtstätern nach ihrem Tod geschieht. Papst Benedikt schreibt in seiner zweiten Enzyklika "Spe salvi" ("Durch Hoffnung sind wir gerettet") hierzu großartig:

"Der Ausblick auf das Gericht hat die Christenheit von frühester Zeit an als Maßstab des gegenwärtigen Lebens, als Forderung an ihr Gewissen und zugleich als Hoffnung auf Gottes Gerechtigkeit bis in das alltägliche Leben hinein bestimmt. In der Gestaltung der christlichen Kirchenbauten, wurde es üblich, an der Ostseite den königlich wiederkommenden Herrn - das Bild der Hoffnung - darzustellen, an der Westseite aber das Weltgericht als Bild der

Verantwortung unseres Lebens, das die Gläubigen gerade auf ihrem Weg in den Alltag hinaus anblickte und begleitete" (n. 41).

Der Heilige Vater sieht einen tiefen Umbruch in der Neuzeit:

"Der Gedanke an das Gericht verblasst: Der christliche Glaube wird individualisiert und vor allem auf das eigene Seelenheil ausgerichtet; die Betrachtung der Weltgeschichte wird stattdessen weitgehend vom Fortschrittsgedanken geprägt. Dennoch ist der tragende Gehalt der Gerichtserwartung nicht einfach verschwunden. Eine Welt, in der ein solches Ausmaß an Ungerechtigkeit, an Leid der Unschuldigen und an Zynismus der Macht besteht, kann nicht Werk eines guten Gottes sein. Der Gott, der diese Welt zu verantworten hätte, wäre kein gerechter und schon gar nicht ein guter Gott. So schien es, da kein Gott ist, der Gerechtigkeit schafft, dass nun der Mensch selbst gerufen ist, die Gerechtigkeit herzustellen. Dass daraus erst die größten Grausamkeiten und Zerstörungen des Rechts folgten, ist kein Zufall, sondern in der inneren Unwahrheit dieses Anspruchs begründet. Eine Welt, die sich selbst Gerechtigkeit schaffen muss, ist eine Welt ohne Hoffnung. Niemand und nichts antwortet auf das Leiden der Jahrhunderte. Niemand und nichts bürgt dafür, dass nicht weiter der Zynismus der Macht, unter welchen ideologischen Verbrämungen auch immer, die Welt beherrscht" (Nr. 42).

Die Lügen dieser Ideologien, die die innerweltliche Gerechtigkeit mit Gewalt erzwingen wollte, ist vor allem dann deutlich, wenn man die Leiden von Millionen von Menschen ist vor allem dadurch als Lüge entlarvt, dass sie zeigt, dass das Leid des Einzelnen in dieser Sicht keine Platz hat. Im Kommunismus hat man gesagt: Wo gehobelt wird, fliegen eben Späne. Aber das Leiden derer, die da unter die Räder der Geschichte gekommen sind, für die gibt es keine Hoffnung und keine Gerechtigkeit. Denn was nützt es den Opfern, wenn es vielleicht einmal eine bessere Zukunft gibt, aber sie selber ohne Gerechtigkeit bleiben?

"Ich bin überzeugt", schreibt Papst Benedikt, "dass die Frage der Gerechtigkeit das eigentliche, jedenfalls das stärkste Argument für den Glauben an das ewige Leben ist" (Spe salvi Nr. 43). Das Unrecht darf in der Geschichte nicht das letzte Wort haben." Nur Gott kann Gerechtigkeit schaffen. Und der Glaube gibt die Gewissheit: "Er tut es" (Spe salvi Nr. 44). Das ist das wunderbare an der Idee, an dem Glauben an das Jüngste Gericht. Er wird auch den Schrei der Leidenden, der Gefangenen, der Gequälten nicht verhallen lassen. Das Bild des letzten Gerichts ist nicht zuerst ein Schreckens-, sondern ein Hoffnungsbild. Furcht-Bild? Ja, auch, aber mehr noch "ein Bild der Verantwortung"! Ich denke, eine der ganz großen Herausforderungen unserer Zeit ist es, das Gericht wieder in Erinnerung zu rufen, um die Verantwortung in Erinnerung zu rufen. Wir werden einmal Rechenschaft geben müssen. Auch über die Ungerechtigkeiten unserer Zeit, an denen wir mitschuldig sind.

"Gott ist Gerechtigkeit und schafft Gerechtigkeit. Das ist unser Trost und unsere Hoffnung", sagt der Papst. "Aber in seiner Gerechtigkeit ist zugleich Gnade" - Wie ist das Verhältnis der beiden?

Gnade, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit - Der Heilige Vater sagt: "Die Gnade löscht die Gerechtigkeit nicht aus. Sie macht das Unrecht nicht zu Recht. Sie ist nicht ein Schwamm, der alles wegwischt, so dass am Ende dann eben doch alles gleichgültig wird, was einer auf Erden getan hat. Gegen eine solche Art von Himmel und von Gnade hat zum Beispiel Dostojewski in seinen "Brüdern Karamasow" mit Recht Protest eingelegt. Die Missetäter sitzen am Ende nicht neben den Opfern in gleicher Weise an der Tafel des ewigen Hochzeitsmahls, als ob nichts gewesen wäre."

Der Heilige Vater erinnert daran: "Was wäre das für eine Barmherzigkeit, wenn sie einfach über alles Leid und Unrecht hinwegginge? Das Gericht Gottes ist Hoffnung, sowohl weil es Gerechtigkeit, wiewohl weil es Gnade ist. Wäre es bloß Gnade, die alles Irdische vergleichgültigt, würde uns Gott die Frage nach der Gerechtigkeit schuldig bleiben - die für uns entscheidende Frage an die Geschichte und an Gott selbst. Wäre es bloß Gerechtigkeit, würde es für uns alle am Ende nur Furcht sein können" (Spe salvi Nr. 47).

Auch wenn die Neuzeit den Gedanken an das Gericht ins Innerweltliche verlagert hat, die schrecklichen Erfahrungen des 20. Jahrhunderts haben gezeigt, dass wir uns der Frage nach dem göttlichen Gericht nicht entziehen können. Wie aber stehen Gerechtigkeit und Barmherzigkeit im Angesicht des Gerichtes Gottes zueinander? Hören wir nochmals Papst Benedikt XVI:

45. Die Lebensentscheidung des Menschen wird mit dem Tod endgültig," - so war es immer kirchliche Lehre - "dieses sein Leben steht vor dem Richter. Sein Entscheid, der im Lauf des ganzen Lebens Gestalt gefunden hat, kann verschiedene Formen haben. Es kann Menschen geben, die in sich den Willen zur Wahrheit und die Bereitschaft zur Liebe völlig zerstört haben. Menschen, in denen alles Lüge geworden ist; Menschen, die dem Hass gelebt und die Liebe in sich zertreten haben. Dies ist ein furchtbarer Gedanke, aber manche Gestalten gerade unserer Geschichte lassen in erschreckender Weise solche Profile erkennen. Nichts mehr wäre zu heilen an solchen Menschen, die Zerstörung des Guten unwiderruflich: Das ist es, was mit dem Wort "Hölle" bezeichnet wird." - Kein Zweifel, die Kirche hat immer gelehrt, dass es diese Möglichkeit gibt, auch wenn die Kirche nie von einem bestimmten Menschen gesagt hat, dass er in der Hölle sei. - "Auf der anderen Seite kann es ganz reine Menschen geben, die sich ganz von Gott haben durchdringen lassen und daher ganz für den Nächsten offen sind - Menschen, in denen die Gottesgemeinschaft jetzt schon all ihr Sein bestimmt und das Gehen zu Gott nur vollendet, was sie schon sind."

Wo stehe ich selber? Wahrscheinlich schätze ich mich selber ein, und ich vermute, die meisten von Ihnen auch, irgendwo in der Mitte. Dass die Liebe in mir völlig erstorben sei, dass das Böse von mir völlig Macht ergriffen hat, das will ich wahrhaft nicht hoffen. Dass die Liebe in mir völlig rein sei, dass "sie mich durch und durch prägt", so wie der Heilige Vater es sagt, das wage ich von mir nicht zu behaupten. Wie sieht es wohl für die meisten Menschen aus?

46. Aber weder das eine noch das andere ist nach unseren Erfahrungen der Normalfall menschlicher Existenz. Bei den allermeisten - so dürfen wir annehmen - bleibt ein letztes und innerstes Offenstehen für die Wahrheit, für die Liebe, für Gott im tiefsten ihres Wesens gegenwärtig. Aber es ist in den konkreten Lebensentscheidungen überdeckt von immer neuen Kompromissen mit dem Bösen - viel Schmutz verdeckt das Reine, nach dem doch der Durst geblieben ist und das doch auch immer wieder über allem Niedrigen hervortritt und in der Seele gegenwärtig bleibt. Was geschieht mit solchen Menschen, wenn sie vor den Richter hintreten? Ist all das Unsaubere, das sie in ihrem Leben angehäuft haben, plötzlich gleichgültig?" (Spe salvi Nr. 46).

Der Heilige Vater bietet hier eine großartige Zusammenfassung der kirchlichen Lehre vom Fegfeuer, vom "Purgatorium", die sich als tröstlich und wunderschön erweist. Das Feuer, von dem der Apostel Paulus spricht, durch das unser Lebenswerk hindurch muss, wenn wir sterben, dieses Feuer ist Christus selber (vgl. 1 Kor 3,12-15). Es sind starke Worte des Heiligen Vaters, die ich hier zitiere und ihn so gewissermaßen bitte, die Abschlusskatechese zu halten.

Er schreibt weiter:

"47. Die Begegnung mit ihm ist es, die uns umbrennt und freibrennt zum Eigentlichen unserer selbst. Unsere Lebensbauten können sich dabei als leeres Stroh, als bloße Großtuerie erweisen und zusammenfallen. Aber in dem Schmerz dieser Begegnung, in der uns das Unreine und Kranke unseres Daseins offenbar wird, ist Rettung. Sein Blick, die Berührung seines Herzens heilt uns in einer gewiss schmerzlichen Verwandlung "wie durch Feuer hindurch". Aber es ist ein seliger Schmerz, in dem die heilige Macht seiner Liebe uns brennend durchdringt, so dass wir endlich ganz wir selber und dadurch ganz Gottes werden. So wird auch das Ineinander von Gerechtigkeit und Gnade sichtbar: Unser Leben ist nicht gleichgültig, aber unser Schmutz befleckt uns nicht auf ewig, wenn wir wenigstens auf Christus, auf die Wahrheit und auf die Liebe hin ausgestreckt geblieben sind. Er ist im Leiden Christi letztlich schon verbrannt. Im Augenblick des Gerichts erfahren und empfangen wir dieses Übergewicht seiner Liebe über alles Böse in der Welt und in uns. Dann dieser wunderbare Satz: Der Schmerz der Liebe wird unsere Rettung und unsere Freude sein."

In diesem Sinn ist das Purgatorium ein Bild der Hoffnung, um vieles hoffnungsvoller als die Idee der Reinkarnation, der vielen Wiedergeburten, die sich bei uns enorm verbreitet. Danach muss der Mensch selber durch viele Wiedergeburten die Last seines Karmas, seiner angehäuften Schuldberge abtragen. Dagegen zeigt die Glaubenslehre vom Fegfeuer ein hoffnungsvolles Bild.

Aber neben diesem Hoffnungsbild bleibt die Frage der Hölle, sie ist ein dunkles Mysterium. Ja, es gibt die unheimliche Wirklichkeit der in sich zertretenen Liebe, des alles durchprägenden Hasses. Es gibt diese unwiderrufliche Zerstörung des Guten. Dabei kommen uns Namen in den Sinn, wie Stalin und Pol Pot, Hitler und Himmler. Aber auch sie hatten Mütter, vielleicht fromme Mütter (Stalin sicher). Auch für sie ist Christus gestorben, hat er sein Leben hingegeben. Wären es viele, die diese "Hölle" gewählt hätten? Dachte die augustinische Tradition an eine große Menge, die Mehrheit der Menschen, so ist heute unser spontaner Gedanken: Es ist sicher nur eine kleine Zahl. Doch nicht die Zahl entscheidet, sondern das Faktum, dass es diese Möglichkeit gibt. Die große Frage ist, wie dieses Faktum mit der Barmherzigkeit Gottes zusammengeht.

Dazu sei noch einmal in Erinnerung gerufen: Nie hat die Kirche sozusagen mit "dogmatischer Gewissheit" verkündet, jemand Bestimmter sei in der Hölle. Auch von Judas wird das nicht ausdrücklich gelehrt. Dagegen hat die Kirche über viele mit Bestimmtheit gesagt, sie sind im Himmel. Die Heiligsprechung beansprucht einen hohen Grad an Verbindlichkeit.

III.

Gehen wir noch einmal davon aus, dass es Gewissheit unseres Glaubens ist, dass Gott seinen Sohn nicht in die Welt gesandt hat, um sie zu richten, sondern, um sie zu retten (Joh 3,17). Wenn das das Innerste der Sendung Jesu ist, dann ist es nicht verwunderlich, dass die Heiligen in der Liebe Christi ganz Ähnliches wollten: retten, nicht richten. Ich nenne nur ein Beispiel unter vielen: In seinem "Kleinen Diskurs über die Hölle" bringt Hans Urs von Balthasar einen Text der Heiligen Katharina von Siena. Ich habe ihm den damals geschickt, und er sagte zu: "Diese heiligen Frauen, die an Augustinus vorbei evangelisch gebetet haben" Katharinas Biograph, der selige Raymund von Capua, ihr Beichtvater, hat folgendes von ihr berichtet:

"Wäre ich ganz vom Feuer der göttlichen Liebe entbrannt, bäte ich dann nicht mit brennendem Herzen meinen Schöpfer, den wahrhaft Barmherzigen, all meinen Brüdern Barmherzigkeit zu erweisen?" Sie sprach mit leiser Stimme zu ihrem Bräutigam und sagte ihm: "Wie könnte ich denn, Herr, mich damit abfinden, dass ein einziger von denen, die Du wie mich nach Deinem Bild und Gleichnis geschaffen hast, verlorenginge und Deinen Händen entglitte? Nein, auf gar keinen Fall will ich einen einzigen meiner Brüder zugrundegehen sehen, einen einzigen derer, die mir durch eine gleiche Geburt zur Natur und zur Gnade geeint

sind. Ich will, - typisch Katharina, so hat sie mit Gott geredet - dass sie alle dem alten Feind entrissen seien, dass Du sie alle zur Ehre und zur größeren Verherrlichung Deines Namens gewinnst." Der Herr erwiderte ihr, wie sie Raymund heimlich bekannte: "Die Liebe kann sich in der Hölle nicht halten, sie würde die Hölle völlig vernichten; leichter höbe man sie auf, als dass man die Liebe in der Hölle hausen ließe." Dann antwortet Katharina an Jesus: "Wenn nur Deine Wahrheit und Deine Gerechtigkeit sich offenbaren", "so begehrte ich, dass es keine Hölle mehr gäbe oder zumindest keine Seele dorthin geriete. Könnte ich Dir in Liebe vereint bleiben und mich dabei vor den Eingang der Hölle aufstellen und sie derart verschließen, dass niemand mehr darin eintreten könnte, so wäre das die höchste meiner Freuden, denn so würden alle, die ich liebe, gerettet." (Balthasar, Kleiner Diskurs über die Hölle 27).

Dieser Text hat Hans Urs von Balthasar zu Recht begeistert. Einen zweiten großen zitiert Balthasar in seinem kleinen Büchlein "Traktat über die Hölle" als Schluss. Eine andere heilige Frau, Theresia Benedikta a Cruce, die selbe Edith Stein geht damit in den 1930er Jahren ganz tief in das Geheimnis der Frage ein, wie Gott mit dem widerständigen Willen umgeht, wenn die menschliche Freiheit Gottes Gnade und Barmherzigkeit widersteht, Gott kann sie nicht zwingen, und nicht brechen. Edith Stein sagt, Gott kann die menschliche Freiheit überlisten. Es gibt eine letzte Möglichkeit Gottes, ohne die menschliche Freiheit zu vergewaltigen ihr von innen her das Tor der Gnade und der Barmherzigkeit zu öffnen. Dies ist sicher ein letztes Geheimnis. (vgl. Welt und Person, Freiburg 1962, 158 ff.).

IV.

In einer anderen Stelle aus dem Werk der heiligen Edith Stein, wird aufs Genaueste das zusammengefasst, was ich in dieser Katechese zu entwickeln versuchte:

"Wir suchten zu verstehen, welchen Anteil die Freiheit am Werk der Erlösung hat. Dazu reicht es nicht aus, wenn man die Freiheit allein ins Auge fasst. Man muss ebenso prüfen, was die Gnade vermag, und ob es auch für sie eine absolute Grenze gibt. Das sahen wir schon: die Gnade muss zum Menschen kommen. Von sich aus kann sie bestenfalls bis ans Tor kommen, aber niemals sich den Eintritt erzwingen. Und weiter: sie kann zu ihm kommen, ohne dass er sie sucht, ohne dass er sie will. Die Frage ist, ob sie ihr Werk ohne seine Mitwirkung vollenden kann. Es schien uns, dass diese Frage verneint werden muss. Das ist ein schwerwiegendes Wort. Denn offenbar liegt darin, dass Gottes Freiheit, die wir Allmacht nennen, an der menschlichen Freiheit eine Grenze findet. Die Gnade ist der Geist Gottes, der sich zur Seele des Menschen herabsenkt. Sie kann darin keine Stätte finden, wenn sie nicht frei darin aufgenommen wird. Das ist eine harte Wahrheit. Sie besagt - außer der erwähnten Schranke der göttlichen Allmacht - die prinzipielle Möglichkeit eines Sichausschließens von der Erlösung und dem Reich der Gnade. Sie besagt nicht eine Grenze der göttlichen Barmherzigkeit. Denn wenn wir uns auch nicht dem Faktum verschließen können, dass für Unzählige der zeitliche Tod kommt, ohne dass sie der Ewigkeit einmal ins Auge gesehen haben und das Heil für sie zum Problem geworden ist; dass weiterhin viele sich zeitlebens um das Heil bemühen, ohne der Gnade teilhaftig zu werden - so wissen wir doch nicht, ob nicht

für alle diese an einem jenseitigen Ort die entscheidende Stunde kommt, und der Glaube kann uns sagen, dass es so ist. Die allerbarmende Liebe also kann sich zu jedem herabneigen. Wir glauben, dass sie es tut. Und nun sollte es Seelen geben, die sich ihr dauernd verschließen? Als prinzipielle Möglichkeit ist das nicht abzulehnen.

Faktisch kann es unendlich unwahrscheinlich werden. Eben durch das, was die vorbereitende Gnade in der Seele zu wirken vermag. Sie kann nur eben anklopfen, und es gibt Seelen, die sich ihr schon auf diesen leisen Ruf hin öffnen. Andere lassen ihn unbeachtet. Dann kann sie sich in die Seelen einschleichen und sich mehr und mehr darin ausbreiten. Je größer der Raum ist, den sie so illegitimer Weise einnimmt, desto unwahrscheinlicher wird es, dass die Seele sich ihr verschließt. Sie sieht nun die Welt schon im Lichte der Gnade. Sie erblickt das Heilige, wo es ihr begegnet und fühlt sich davon angezogen. Sie bemerkt ebenso das Unheilige und wird davon abgestoßen, und alles andere verblasst gegenüber diesen Qualitäten. Dem entspricht in ihrem Innern eine Tendenz, sich im Sinne der Gnade, der ihr eigenen Vernunft gemäß und nicht mehr der natürlichen oder der des Bösen zu verhalten. Folgt sie diesem innern Drange, so unterwirft sie sich damit implicite der Herrschaft der Gnade. Es ist möglich, dass sie das nicht tut. Es bedarf dann einer eigenen gegen den Einfluss der Gnade gerichteten Aktivität. Und diese Leistung der Freiheit bedeutet eine größere Anspannung, je mehr sich die vorbereitende Gnade in der Seele ausgebreitet hat. Diese Abwehrtätigkeit stützt sich - wie alle freien Akte - auf ein andersgeartetes Fundament, etwa auf natürliche Impulse, die neben denen der Gnade noch in der Seele wirksam sind.

Je mehr Boden die Gnade dem, was vor ihr die Seele erfüllte, abgewinnt, desto mehr entzieht sie den gegen sie gerichteten Akten. Und für dieses Verdrängen gibt es keine prinzipiellen Grenzen. Wenn alle dem Geist des Lichts entgegenstehenden Impulse aus der Seele verdrängt sind, dann ist eine freie Entscheidung gegen ihn unendlich unwahrscheinlich geworden. Dann rechtfertigt der Glaube an die Schrankenlosigkeit der göttlichen Liebe und Gnade auch die Hoffnung auf eine Universalität der Erlösung, obgleich durch die prinzipiell offenbleibende Möglichkeit des Widerstands gegen die Gnade auch die Möglichkeit des Widerstands gegen die Gnade auch die Möglichkeit einer ewigen Verdammnis bestehen bleibt. So betrachtet heben sich auch die früher bezeichneten Schranken der göttlichen Allmacht wieder auf. Sie bestehen nur, solange man allein göttliche und menschliche Freiheit einander gegenüberstellt und die Sphäre außer Acht lässt, die das Fundament der menschlichen Freiheit bildet. Die menschliche Freiheit kann von der göttlichen nicht gebrochen und nicht ausgeschaltet, wohl aber gleichsam überlistet werden.

Das Herabsteigen der Gnade zur menschlichen Seele ist freie Tat der göttlichen Liebe. Und für ihre Ausbreitung gibt es keine Grenzen. Welche Wege sie für ihre Wirksamkeit wählt, warum sie um die eine Seele wirbt und die andere um sich werben lässt, ob und wie und wann sie auch da tätig ist, wo unsere Augen keine Wirkungen bemerken, das alles sind Fragen, die sich der rationalen Durchdringung entziehen. Es gibt für uns nur eine Erkenntnis der prinzipiellen Möglichkeiten und auf Grund der prinzipiellen Möglichkeiten ein Verständnis der Fakten, die uns zugänglich sind."

Schauen wir noch auf eine weitere Frau, jene Heilige, die uns das ganze Jahr über begleitet hat, die heilige Schwester Faustyna.

Der absolute Primat der Barmherzigkeit bedeutet nicht eine Art Verharmlosung des Bösen und auch nicht eine Verharmlosung der Gerechtigkeit. Wie wir in einer früheren Katechese gesehen haben, haben die Gerechtigkeit und noch mehr die Barmherzigkeit ihren Preis. Die Barmherzigkeit hat Jesus das Leben gekostet. Sie zu erbitten, kostete sein Herzblut. Sr. Faustyna sieht ihre Berufung darin, die Menschen, die sich der göttlichen Barmherzigkeit verschließen, gewissermaßen für die Barmherzigkeit zu öffnen, sie zu Jesus zu bringen. Die Seelen, die sich ganz der Barmherzigkeit Gottes öffnen, sind die wahren Mitarbeiter Jesu.

Jesus sagt zu Faustyna:

"Ich finde keine vollkommene Hingabe an meine Liebe. So viele Vorbehalte, so viel Misstrauen, so viel Vorsicht gegen meine Liebe. Zu deinem Trost will ich dir sagen, dass in der Welt Seelen leben, die Mich aufrichtig lieben. Die Liebe dieser Seelen und ihr Opfer stützt den Fortbestand der Welt" (Tagebuch 367).

Wie alle Heiligen ist auch Sr. Faustyna überzeugt davon, dass das Gebet und die Hingabe, die Fürbitte und das Opfer Kräfte sind, die alles übersteigen, was Menschen sonst bewirken können. Das Geheimnis der Barmherzigkeit war immer ein Geheimnis der Hingabe, der Sühne, des Opfers, der Liebe. Ohne Umkehr keine Rettung. Ohne Bekehrung keine Erlösung. Aber die Gnade der Umkehr wird von Gott nicht willkürlich zugeteilt. Sie wird erbeten, erlitten, sie wird auf die Fürbitte und die liebende Hingabe der Beter hin von Gott geschenkt. Gott wartet gewissermaßen nur darauf, dass seine Barmherzigkeit "abgeholt" wird.

So schließe ich die Katechese dieses Jahres mit einem Text aus einer viel gebeteten Novene der hl. Faustyna vom letzten 9. Tag:

"Heute führe Mir erkaltete Seelen herbei und tauche sie ein in den Abgrund Meiner Barmherzigkeit. Diese Seelen verwunden Mein Herz am schmerzlichsten. Im Ölgarten erfuhr meine Seele den größten Abscheu von einer [einzig] erkalteten Seelen. Kalte Seelen waren der Grund für Meine Worte: "Vater, nimm diesen Kelch hinweg [doch nur] wenn es Dein Wille ist." Ihr letzter Rettungsanker ist die Flucht zu Meiner Barmherzigkeit.

"Barmherzigster Jesus, Du bist das reinste Erbarmen; ich bringe in die Wohnung Deines Barmherzigsten Herzens erkaltete Seelen. Mögen sich diese vereisten Seelen, die toten Leibern ähneln und Dich mit solchem Ekel erfüllen, am Feuer Deiner reinen Liebe aufwärmen. O Barmherzigster Jesus, gebrauche die Allmacht Deiner Barmherzigkeit und ziehe sie hinein in die Glut Deiner Liebe und schenke ihnen heilige Liebe, denn du vermagst alles". (Tagebuch 1228f).